

DE GRUYTER

*Manuela Böhm*

# SPRACHEN- WECHSEL

AKKULTURATION UND MEHRSPRACHIGKEIT  
DER BRANDENBURGER HUGENOTTEN  
VOM 17. BIS 19. JAHRHUNDERT

STUDIA LINGUISTICA GERMANICA

Manuela Böhm  
Sprachenwechsel

# Studia Linguistica Germanica

Herausgegeben

von

Christa Dürscheid

Andreas Gardt

Oskar Reichmann

Stefan Sonderegger

101

De Gruyter

Manuela Böhm

# Sprachenwechsel

Akkulturation und Mehrsprachigkeit  
der Brandenburger Hugenotten  
vom 17. bis 19. Jahrhundert

De Gruyter

ISBN 978-3-11-021995-1  
e-ISBN 978-3-11-021996-8  
ISSN 1861-5651

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2010 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/New York

Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen  
∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

*Martha Böhm, geb. Barbier, gewidmet.*



## Vorwort

Das Vorwort hat die paradoxe Eigenschaft, ganz zuletzt geschrieben zu werden, wenn das Buch bereits fertig ist. Als eigentliches Nachwort kommt ihm dabei in erster Linie die Aufgabe zu, rückblickend Dank zu sagen – eine Gepflogenheit, der ich sehr gerne folge, denn diese Arbeit verdankt ihre Entstehung auch der Unterstützung durch andere.

Das vorliegende Buch ist die leicht überarbeitete Fassung der im März 2008 von der Philosophischen Fakultät der Universität Potsdam angenommenen Dissertation. Mein akademischer Lehrer und Betreuer Joachim Gessinger hat diese Arbeit mit großem Interesse, viel Geduld und auch kritischem Blick begleitet. Sein Verständnis von sprachhistorischen Prozessen haben meine Auffassung von Sprachgeschichte stark geprägt, und die inspirierende Zusammenarbeit, von der ich in den Jahren vor und während der Promotion profitieren konnte, ist unmöglich mit Dank aufzuwiegen. Bei den Zweit- und Drittgutachtern Frédéric Hartweg und Jürgen Erfurt bedanke ich mich für methodische und inhaltliche Hinweise und den Herausgebern von *Studia Linguistica Germanica* für die Aufnahme der Arbeit in dieser Reihe.

Dem Archivar der Französischen Kirche Berlin, Robert Violet, schulde ich Dank für die unermüdliche Hilfe bei der Sichtung und Interpretation handschriftlicher Quellen, aber auch für die äußerst angenehme Arbeitsatmosphäre im Turm des Französischen Doms. Durch seine exzellente Kenntnis der erschlossenen, aber auch verborgenen Schätze dieses Archivs wäre so manch aussagekräftiges Stück Papier nicht ans Licht gekommen. Das Konsistorium der Französischen Kirche zu Berlin bot großzügige Unterstützung bei der Finanzierung einer Hugenottentagung im Jahre 2004 und den Druckkosten.

Zu Dank verpflichtet bin ich auch Kolleginnen und Kollegen aus der Hugenotten- und der Frühen-Neuzeit-Forschung, allen voran Anne Baillet, Emilie Coque, François David, Jens Häsel, Frédéric Hartweg, Marion Kersting, Jürgen Lüsebrink, Françoise Moreil, Viviane Rosen-Prest und ganz besonders Susanne Lachenicht für zahlreiche anregende Gespräche und tatkräftige Mithilfe bei der Quellenrecherche. Der sprachwissenschaftliche Austausch mit Peter Eisenberg, Jürgen Erfurt, Andres Kristol, Ulrich Müller, Hartmut Schmidt, Christoph Schroeder, Ute Tintemann und Anja Voeste hat mir geholfen, bei so manchen theoretischen

und methodischen Fragen Orientierung zu finden. Meine Potsdamer Kolleginnen und Kollegen Elisabeth Berner, Karl-Heinz-Siehr und Birgit Wolf-Bleiß haben erhebliche Teile des Manuskripts korrigiert und kommentiert. Dank gebührt auch Annette Vogt für die Hilfe bei der Bibliographie und Jan Burzinski für technische Unterstützung.

Meine Eltern haben mich in Studium und Promotion immer bestärkt, niemals deren Ende eingefordert und mich finanziell unterstützt. Dafür meinen aufrichtigen Dank. Den alltäglichen Rückhalt und die Zuversicht bot mir Burkard Ruppert, der nicht nur die Thesen der Arbeit immer aufs Neue mit mir diskutiert und die endgültige Fassung der Studie akribisch nach Strich und Komma durchforstet hat, sondern sich auch in bewundernswerter Weise bis heute ein Interesse an diesem Thema bewahren konnte.

Diese Studie hat eine Minderheit zum Gegenstand, die als Reaktion auf Repressalien ihre Heimat verlässt, Zuflucht an einem Ort sucht und schließlich dort eine neue Heimat findet. Die Erinnerung an die Mühsal der Flucht, aber auch die Kraft des Neuanfangs und Ankommens hat in unserer Familie meine Großmutter wachgehalten. Ihr ist dieses Buch gewidmet.

Potsdam, im Januar 2010

Manuela Böhm

# Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	1
1.1	Gegenstand der Arbeit.....	1
1.2	Fragestellungen, Hypothesen und Aufbau der Arbeit .....	3
1.3	Quellen, Methoden und Begriffe .....	8
2	Historische Mehrsprachigkeitsforschung, Forschungsstand und Perspektiven .....	11
2.1	Ansätze der Sprachkontaktforschung .....	13
2.1.1	Sprachkontakt .....	13
2.1.2	Mehrsprachigkeit .....	18
2.1.3	Sprache und Migration .....	26
2.1.4	Sprachwechsel .....	30
2.2	Ansätze der Historischen Soziolinguistik .....	35
2.2.1	Mündlichkeit und Schriftlichkeit .....	35
2.2.2	Standard und Substandard .....	39
2.2.3	Sprache in der Stadt – Sprache auf dem Land .....	41
3	Die Hugenotten in Berlin und Brandenburg – Historiographie, Hagiographie und Desiderate .....	46
3.1	Ansiedlung und Integration der Réfugiés und ihrer Nachfahren in Brandenburg-Preußen .....	46
3.2	Hugenotten in der Stadt und auf dem Land: soziale, sprachliche und rechtliche Rahmenbedingungen .....	65
3.3	Identität und Akkulturation: das kollektive Gedächtnis der Hugenotten in der Minderheitensituation .....	69
4	Die andere Querelle de langue. Sprachdebatten im Refuge .....	82
4.1	Style colon und style réfugié. Die Debatte um das Französisch der Hugenotten .....	83
4.1.1	Vorspiel: Voltaire und de Prémontval .....	83
4.1.2	Das Französische in Berlin des 18. Jh.s: Frankophonie, Frankophilie und <i>Idéologie</i> .....	84
4.1.3	Stilverderber und Sprachretter .....	86

4.1.4 Nach- und Nebenwirkungen .....	92
4.2 Welche Sprache für die Kirche? Die Debatte zwischen Thérémin und Henry .....	94
Profil 1	
Der Schrift- und Sprechsprachwechsel in den hugenottischen Kolonien Berlin, Strasburg/U. und Battin .....	104
1 Der Sprachwechsel in den Kirchenbüchern der Stadt- und Landkolonien .....	104
1.1 Einleitung .....	104
1.2 Kartierung und Datierung des Schriftsprachwechsels in den Kirchenbüchern französischer Kolonien in Brandenburg .....	106
1.3 Typen des Schriftsprachwechsels in Kirchenbüchern und Konsistoriumsprotokollen der Kolonien Berlin, Strasburg/U. und Battin .....	110
1.4 Charakter und Aussagekraft des Schriftsprachwechsels.....	117
2 Vier Parameter des Sprachwechsels .....	118
2.1 Parameter 1: historische Ausgangsbedingungen bzw. lokaler Kontext .....	118
2.2 Parameter 2: Mündlichkeit und Schriftlichkeit .....	121
2.3 Parameter 3: Textsorten und ihre Konzeptualität .....	124
2.4 Parameter 4: die Domänen Gottesdienst/Kirche und Schule .....	125
3 Parameter 1: Vergleich der historischen Ausgangsbedingungen und des lokalspezifischen Kontexts in den Kolonien Berlin, Strasburg/U. und Battin .....	128
3.1 Die französische Kolonie in Berlin .....	128
3.1.1 Anfänge: die Etablierung der Réfugiés (1685 bis Mitte 1720er Jahre) .....	128
3.1.2 Prosperität und erste Akkulturationserscheinungen (1720er bis 1760er Jahre) .....	135
3.1.3 Der Berliner Hugenotte als „preußischer Unterthan“? (Mitte 1760er Jahre bis ins 19. Jh.) .....	141
3.2 Die kleinstädtische wallonische Kolonie in Strasburg/U. ....	150
3.2.1 Ansiedlungsgeschichte .....	151
3.2.2 Die sozioökonomische Struktur: Bauern und ländliches Handwerk .....	154
3.2.3 Drei Minderheiten in einer Kleinstadt: die Situation in Strasburg/U. ....	155
3.2.4 Mentalität und Identität: Abgrenzungs- und Beharrungsstrategien .....	159
3.3 Sieben Dörfer, eine Gemeinde: die Landkolonie Battin .....	162
3.3.1 Größe und Zusammensetzung der Kolonie .....	162

3.3.2 Die ökonomischen und sozialen Verhältnisse: Hühner und Kossäten .....	165
3.3.3 Mentalität und Identität .....	169
3.3.4 Französisch-deutscher Sozial- und Sprachkontakt .....	178
3.4 Zwischenergebnis für Parameter 1 .....	181
4 Parameter 2: Vergleich des Sprech- und Schriftsprachwechsels in den Kolonien Berlin, Strasburg/U. und Battin .....	185
4.1 Deutsche und französische Sprechsprache in metasprachlichen Kommentaren .....	185
4.1.1 Berlin .....	186
4.1.2 Strasburg/U .....	192
4.1.3 Battin .....	196
4.2 Deutsche und französische Sprechsprache als Rekonstruktion aus Schriftsprache .....	197
4.3 Zwischenergebnis für Parameter 2 .....	200
5 Parameter 3: Sprachwechsel nach Textsorten und ihrer Konzeptualität .....	201
5.1 Berlin .....	203
5.2 Strasburg/U. ....	208
5.3 Battin .....	210
5.4 Zwischenergebnis für Parameter 3 .....	213
6 Parameter 4: Sprachwechsel und Domäne. Französisch oder Deutsch als <i>lingua sacra</i> ? .....	214
6.1 Pastoren und Gemeinde .....	215
6.2 Bedeutung und Gebrauch religiöser Texte .....	218
6.3 Übertritte zu den deutschen Gemeinden .....	225
6.4 Das Deutsche als Gottesdienstsprache .....	228
6.5 Zwischenergebnis für Parameter 4 .....	237
7 Fazit zum Profil 1 .....	239

## Profil 2

Verschriftungspraxis in den Konsistoriumsprotokollen der Kolonien Berlin, Strasburg/U. und Battin in diachroner Perspektive .....	247
1 Untersuchungsmethoden und Quellenbasis .....	247
1.1 Der Untersuchungszeitraum .....	249
1.2 Die Untersuchungsgegenstände .....	251
1.3 Die Schreiber .....	254
2 Untersuchungskategorien .....	258
2.1 Graphemik und Graphotaktik .....	258
2.1.1 Die Allographen <u> und <v>, <i> und <j> (Typ: <i>vn, sur, jvrogne, maj, may</i> ) .....	259

2.1.2 Die Distribution von <y>, <i> und <ï> (Typ: <i>estabhy, voye, fayence, asyle</i> ) .....	261
2.1.3 Die Distribution von <f> und <s> (Typ: <i>fi, est, fous, suisse</i> ) .....	263
2.2 (Ortho)Graphie .....	268
2.2.1 Groß- und Kleinschreibung; Getrennt- und Zusammenschreibung .....	269
2.2.2 Etymologische Schreibungen (Typ: <i>estre</i> ) .....	273
2.2.3 ‚Stumme‘ Konsonanten (Typ: <i>advenir, tost, veritez</i> ) .....	274
2.3 Phonologie .....	275
2.3.1 Diakritika: Accents, cedille und circonflexe .....	276
2.3.2 Verstummtes, aber notiertes Schwa oder [e] (Typ: <i>feust</i> ) .....	279
2.3.3 Phonographische Verschriftungen .....	279
2.4 Morphologische und lexikalische Auffälligkeiten .....	281
2.4.1 ‚Auffällige‘ Wörter: deutsche Wörter, Germanismen, Archaismen, Regionalismen .....	282
2.4.2 Logogramme .....	284
2.4.3 <i>Accord</i> in Geschlecht und Zahl .....	285
3 Die Analyse der Sprache in den Konsistoriumsprotokollen der französisch reformierten Gemeinde Berlin .....	286
3.1 Charakteristika der Graphemik und Graphotaktik: Transfer-, Ausgleichs- und Separierungsprozesse .....	286
3.2 Charakteristika der (Ortho)Graphie: kurzer Abschied von der <i>ancienne orthographe</i> und Großschreibung der Substantive .....	295
3.3 Charakteristika phonographischer Verschriftung: langsame Durchsetzung der Diakritika, wenige phonographische Schreibungen .....	303
3.4 Charakteristika der Lexik: Fehlen markierter Wörter .....	308
4 Die Analyse der Sprache in den Konsistoriumsprotokollen der französisch reformierten Gemeinde Strasburg/U. ....	312
4.1 Charakteristika der Graphemik und Graphotaktik: Varianz und Transferprozesse .....	312
4.2 Charakteristika der (Ortho)Graphie: Großschreibung von Substantiven, Beibehaltung silbenschießender Konsonanten ....	318
4.3 Charakteristika der Phonologie: späte Einführung der Diakritika in neuer Funktion .....	324
4.4 Charakteristika der Lexik: Germanismen und fehlender <i>accord</i> ....	328
5 Die Analyse der Sprache in den Konsistoriumsprotokollen der französisch reformierten Gemeinde Battin .....	336
5.1 Charakteristika der Graphemik und Graphotaktik: Mischungstendenzen, hohe Varianz, ausgeprägte Inkonsistenz...	336

5.2 Charakteristika der Orthographie: Verbindung aus substantivischer und pragmatischer Großschreibung, Neigung zu veraltender Orthographie .....	340
5.3 Charakteristika der Phonologie: Mischung alter und neuer Diakritika, phonographische Verschriftungsprinzipien .....	346
5.4 Charakteristika der Lexik: hohe Belegdichte für Germanismen und deutsche bzw. dialektal gefärbte Wörter .....	351
6 Vergleich und Fazit .....	358
6.1 Asynchroner Schriftsprachwandel und unterschiedliche Dynamiken des Sprachwechselprozesses .....	358
6.2 Muster sich wandelnder Verschriftungsstrategien .....	362
6.3 Vergleich der Ergebnisse aus Berlin, Strasburg/U. und Battin mit dem Usus in den Protokollen der Stadt Avignon .....	365
6.4 Signifikante Sprachwechselphänomene: Sprachwissen und Regelbewusstsein .....	370
6.5 Signifikante Sprachwechselphänomene: Französisch ohne Hinterland? .....	372
6.6 Manuskripte versus Drucke .....	376
6.7 <i>Ancienne orthographe</i> und <i>orthographe nouvelle</i> .....	377
6.8 Graphische Übersicht der Untersuchungsergebnisse .....	379

### Profil 3

Individuelle Sprachwechselszenarien und Sprachbiographien .....	385
1 Intention und Quellenbasis .....	385
2 Alphabetisierung, Sprachwissen und Verschriftungsstrategien: Brief der Louise Morain an die <i>Maison des Orphelins</i> .....	388
2.1 Inhalt und Kontext des Briefes .....	388
2.2 Handschrift und Blattaufteilung .....	389
2.3 Linguistische Analyse .....	390
2.3.1 Segmentierende und agglutinierende Schreibung .....	390
2.3.2 Groß- und Kleinschreibung .....	391
2.3.3 Phonem-Graphem-Beziehungen und phonographisches Verschriftungsprinzip .....	392
2.3.4 Morphographisches Verschriftungsprinzip .....	394
2.3.5 Degeminierung .....	395
2.3.6 Etymologische und graphotaktische Schreibungen .....	396
2.3.7 Sprechsprachlicher Stil, français populaire und grammatische Abweichungen .....	397
2.4 Diagnose: unvollständiger Schreibspracherwerb .....	398
3 Sprachwechsel und Sprachbiographie Typ 1: Französisch .....	399
3.1 Fallbeispiel A 1: Abraham Devantier ( <i>laboureur</i> , Gramzow 1731) .....	399
3.1.1 Inhalt und Kontext .....	399

3.1.2 Handschrift und Blattaufteilung .....	401
3.1.3 Groß- und Kleinschreibung .....	402
3.1.4 (Ortho)Graphie .....	402
3.1.5 Stilistische und grammatische Auffälligkeiten .....	403
3.1.6 Diagnose: L1 Französisch und fehlende Deutsch-Kompetenz? .....	404
3.2 Fallbeispiel A 2: Pierre Lanis (Färber, Berlin 1765) .....	405
3.2.1 Inhalt und Kontext .....	405
3.2.2 Handschrift .....	406
3.2.3 Fehlende Interpunktion und kombinierte Zusammen- und Großschreibung .....	407
3.2.4 Grammatik und Lexik .....	408
3.2.5 Phonographische Verschriftungen .....	410
3.2.6 Diagnose: L1 Französisch und fehlende Deutsch-Kompetenz .....	410
4 Sprachwechsel und Sprachbiographie Typ 2: französisch-deutsche Mehrsprachigkeit .....	411
4.1 Fallbeispiel B 3: Philippe Humbert (Geheimer Rat, Berlin 1794 und 1818) .....	411
4.1.1 Kontext und Inhalt .....	411
4.1.2 Handschrift .....	414
4.1.3 Schriftwechsel und Auszeichnung .....	414
4.1.4 Agglutinierende Schreibung, Groß- und Kleinschreibung ....	415
4.1.5 Grammatik und Stil .....	416
4.1.6 Diagnose: symmetrische französisch-deutsche Mehrsprachigkeit .....	416
4.2 Fallbeispiel B 4: Julie de Seymour (Gräfin, Dresden 1808 und Posen 1820) .....	417
4.2.1 Inhalt und Kontext .....	417
4.2.2 Handschrift .....	421
4.2.3 Schriftwechsel und Orthographie .....	421
4.2.4 Lexik und Stil .....	423
4.2.5 Grammatik: Morpho- und Satzsyntax .....	425
4.2.6 Diagnose: asymmetrische deutsch-französische Mehrsprachigkeit und Französisch als Fremdsprache .....	426
5 Fazit zum Profil 3 .....	428
 Profil 4	
Spracherwerb und Schule .....	435
1 Die hugenottischen Schulen im Brandenburger Refuge .....	435
1.1 Einleitung .....	435
1.2 Schulische Instruktion als religiöser Auftrag .....	437

1.3 Stadtschulen und Landschulen .....	438
1.4 Lehrer und Lehrerbildung .....	442
1.5 Die französischen Schulen zwischen Autonomie, Kirche und Landesherrschaft .....	445
2 Vergleich der Spracherwerbssituationen in hugenottischen Schulen..	448
2.1 Funktionsübergreifende Mehrsprachigkeit am Waisenhaus in Berlin .....	448
2.1.1 Charakteristik und sprachliche Situation der Berliner Maison des Orphelins .....	449
2.1.2 Unterrichtete Fächer und Sprachunterricht .....	452
2.1.3 (Schul)Bücher und Unterrichtsmaterialien.....	457
2.1.4 Sprachliche Kompetenz der Waisenkinder .....	460
2.2 Das Gebot der Einsprachigkeit: Deutschverbot an der französischen Schule in Strasburg/U. ....	468
2.2.1 Die Strasburger französische Schule: Charakteristiken und Geschichte .....	468
2.2.2 Unterrichtete Fächer .....	494
2.2.3 Der Sprachunterricht .....	498
2.2.4 (Schul)Bücher und Unterrichtsmaterial .....	506
3 Fazit zum Profil 4: mehrsprachige und einsprachige Schule im Vergleich .....	511
5 Zusammenfassung .....	516
5.1 Sprachwechsel und Sprechsprache.....	518
5.2 Sprachwechsel und Schriftsprache .....	519
5.3 Sprachwechsel und Verschriftungspraxis .....	524
5.4 Sprachwechsel und Spracherwerb .....	528
5.5 Sprachwechsel und Identität .....	530
5.6 Sprachwechsel und Sprachwissenschaft .....	532
5.7 Sprachwechsel und Akkulturation .....	534
6 Quellen- und Literaturverzeichnis .....	536
6.1 Verzeichnis archivalischer Quellen .....	536
6.1.1 Archiv Französischer Dom zu Berlin (AFrD).....	536
6.1.2 Geheimes Staatsarchiv Berlin-Dahlem .....	538
6.1.3 Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz.....	539
6.1.4 Archives Municipales d'Avignon (France).....	539
6.2 Literaturverzeichnis .....	540
7 Stichwort- und Personenregister .....	569



# 1 Einleitung

## 1.1 Gegenstand der Arbeit

Am 27. Juni 2006 wurde in der Französischen Friedrichstadtkirche zu Berlin der Herbert-Hoover-Schule aus dem Berliner Bezirk Wedding der Nationalpreis der Bundesrepublik Deutschland verliehen. Geehrt wurde damit eine Realschule, deren Schüler zu 90% nicht Deutsch als Muttersprache sprechen und deren Hausordnung die Selbstverpflichtung enthält, im gesamten schulischen Kontext ausnahmslos die deutsche Sprache zu gebrauchen. Diese von Schülern und Lehrern gemeinsam geschlossene Vereinbarung über das Deutsche als alleinige Schulsprache hatte im Winter 2006 eine heftig geführte Debatte ausgelöst, bei der vor allem Migrantenverbände die Schule hart angegriffen hatten. Eine Debatte, auf die mit „begründet demonstrativer Absicht“, wie Laudator Bundestagspräsident Norbert Lammert betonte, der Preis der Nationalstiftung folgte, denn

die Gemeinsamkeit der Sprache ist eine notwendige, unverzichtbare, alleine aber nicht ausreichende Voraussetzung für gelebte Multikulturalität.<sup>1</sup>

Kurt Biedenkopf begründete in seiner Rede die Entscheidung der Nationalstiftung damit, die Schule habe

die Identität stiftende Wirkung der gemeinsamen Sprache erkannt [...] und den Begriff der Nation durch ihr pragmatisches Verhalten mit Leben gefüllt.<sup>2</sup>

Überraschenderweise erwähnte keiner der Laudatoren den gerade im Zusammenhang mit dem Thema Sprache und Migration so passend gewählten Ort, an dem diese Preisverleihung stattfand. Dieser verlieh der Feierlichkeit einen zwar nicht ausgesprochenen, aber evozierten historischen Kontext, wie er passender nicht hätte sein können.

Die Französische Kirche zu Berlin ist seit etwas mehr als 300 Jahren der religiöse Mittelpunkt der französisch reformierten Gemeinde. Diese Gemeinde entstand 1672 und versammelte vor allem die um 1685 aus Frankreich geflüchteten Protestanten, die sogenannten Hugenotten. Diese ließen sich in Berlin, Brandenburg, aber auch in anderen Territorien, deren

---

1 Aus der Laudatio des Bundestagspräsidenten N. Lammert zur Verleihung des Nationalpreises an die Hoover-Schule am 27.6.2006, vgl. <<http://www.bundestag.de/parlament/praesidium/reden/2006/003.html>>.

2 Aus der Rede des Senatspräsidenten der Nationalstiftung K. Biedenkopf am 27.6.2007, vgl. <<http://www.zeit.de/online/2006/26/Nationalpreis-Hoover-Realschule>>.

Landesherrschaft ihnen Aufnahme gewährte, an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert<sup>3</sup> nieder und lebten als konfessionelle, kulturelle und sprachliche Minderheit. Die Akkulturation und Integration dieser Migranten in den preußischen Ständestaat gilt allenthalben als Erfolgsgeschichte. Dabei hielten die Hugenotten sehr lange an ihrer Kultur, vor allem an ihrer Sprache und bis heute an ihrer Konfession fest. Auch die Hugenotten erkannten den Zusammenhang von Sprache und Identität und die kohäsive Kraft einer gemeinsamen Sprache. Und auch sie vertrauten auf die Wirkung sprachpolitischer Regulierung. Allerdings bestimmten sie, wohlgemerkt noch einhundert Jahre nach ihrer Niederlassung in Brandenburg, das *Französische* zur Umgangssprache an einer Reihe ihrer Schulen. Ihre sprachliche Akkulturation verlief langwierig, und gerade die Berliner Hugenotten unternahmen große Anstrengungen, diesen Prozess sprachlicher Angleichung hinauszuzögern.

Die vorliegende Arbeit hat die Untersuchung, Rekonstruktion und Dokumentation des Sprachwechsels der Hugenotten vom Französischen zum Deutschen zum Gegenstand. In den sogenannten französischen Kolonien in Städten und Dörfern Brandenburg-Preußens ließen sich ca. 20.000 französische Glaubensflüchtlinge nieder.<sup>4</sup> Ihr sozialer und sprachlicher Akkulturationsprozess mündete nicht nur in die Integration in den preußischen Staat, sondern auch in die Aufgabe ihrer identitätsstiftenden französischen Sprache. In einer vergleichenden Fallstudie werden die Sprachverhältnisse in unterschiedlich strukturierten hugenottischen Kolonien auf der Grundlage von Primärquellen rekonstruiert und der Wechsel von Schrift- und Sprechsprache in ländlichen und städtischen Kontexten wird in historischen Längsschnitten beschrieben. Die Ergebnisse dieser vergleichenden Untersuchung sollen Aufschluss über den grundsätzlichen Charakter von Sprachwechselprozessen in Sprachkontakt- und Mehrsprachigkeitssituationen gewähren.

---

3 Im Folgenden wird ‚Jahrhundert‘ durch die Abkürzung ‚Jh.‘ ersetzt.

4 Der Untersuchungsraum der Mark Brandenburg umfasst das Gebiet des Königreichs Preußen, das von 1701 bis 1815 die Kernprovinz des preußischen Gesamtstaats bildete. Als historische Landschaft ist die Mark im 17. und 18. Jh. von Heterogenität und territorialer Diskontinuität gekennzeichnet. 1815 wurde das Königreich in zehn Provinzen aufgeteilt, was de jure das Ende der verwaltungspolitischen Einheit der Mark Brandenburg bedeutete (vgl. Materna/Ribbe 1995 und Gessinger 2003). Diese historische Landschaft umfasst heute Berlin und Teile des Bundeslandes Brandenburg mit den Landkreisen Barnim, Dahme-Spreewald, Frankfurt (Oder), Havelland, Märkisch-Oderland, Oberhavel, Oder-Spree, Ostprignitz-Ruppin, Potsdam, Potsdam-Mittelmark, Prignitz, Teltow-Fläming und Uckermark.

## 1.2 Fragestellungen, Hypothesen und Aufbau der Arbeit

Wenn eine Minderheit ihre Sprache nach und nach aufgibt und zur Sprache der sie umgebenden Mehrheitsgesellschaft übergeht, dann ist dieser Vorgang zweifellos Ausdruck von Akkulturation. Einen solchen Sprachwechsel, vom Französischen zum Deutschen, hat auch die hugenottische Minderheit in Brandenburg vollzogen. Die Begriffe *Akkulturation* und *Sprachwechsel* sind Konzepte, die zentral für diese Arbeit sind und deren Zusammenhang diese Falluntersuchung beleuchtet.

Die Termini Akkulturation, Integration und Assimilation als kategoriale Grundbestandteile von Migration werden in der (historischen) Migrationsforschung nicht einheitlich verwendet. Während in der amerikanischen Terminologie Integration und Assimilation häufig synonym erscheinen, wird im deutschen Sprachgebrauch Integration meist als Oberbegriff für Eingliederungsprozesse verwendet. Assimilation wird dagegen als „Angleichung der Zuwanderer an die Einheimischen“ verstanden, bei der die mitgebrachten Werte und Kulturmuster äußerlich weitgehend zurücktreten<sup>5</sup> und in den völligen Verlust der Andersartigkeit der Immigranten mündet. Der Begriff Akkulturation, als ‚Hinüberwechseln‘ in die aufnehmende Kultur, fokussiert, im Sinne eines anthropologischen Kulturbegriffs, stärker die kulturellen Muster wie Traditionen, Werte, Einstellungen sowie alle Formen von Kommunikation und Interaktion. Er beschreibt damit

eben die Teile des Eingliederungsprozesses, die sich dem formalen Zugriff entziehen, die aber letztlich die Substanz von Integration ausmachen.<sup>6</sup>

Akkulturation beginnt bereits mit der Immigration und setzt, wie S. Lachenicht schreibt, mit der Koexistenz von fremden und einheimischen Praktiken, Werten und Produkten ein. Wechselseitige Wahrnehmung von Divergenzen und Konvergenzen und die Übernahme von Praktiken des jeweils Anderen sind Teil davon.<sup>7</sup>

Aus dieser Perspektive heraus verwende ich in dieser Arbeit hauptsächlich den Begriff *Akkulturation*. Von Integration spreche ich jedoch, wenn es um den Prozess der institutionellen Eingliederung in eindeutig fassbare, normative Bezugssysteme geht. Akkulturation und Integration sind keine Prozesse, die allein von der Mehrheitsgesellschaft initiiert werden, sondern Immigranten und Aufnahmegesellschaften verändern und bereichern sich wechselseitig.<sup>8</sup> Sprach- und Kulturtransfer, Mehrsprachigkeit und Sprach-

---

5 Krauss 1997:14.

6 Krauss 1997:15.

7 Vgl. Lachenicht 2008:5.

8 Vgl. Lachenicht 2008:547 ff.

wechsel sind – auch und vor allem für die Hugenotten gilt das – dafür ein Beispiel *par excellence*.

Der ablaufende oder vollzogene Sprachwechsel einer Sprachgemeinschaft ist ein deutlicher Indikator für Akkulturationsprozesse. Das in der Kontaktlinguistik an synchronen Untersuchungen erarbeitete Modell von Sprachwechselszenarien wird in dieser Arbeit auf die historische hugenottische Minderheit appliziert. Demnach muss der Wechsel von der vermeintlichen französischen Einsprachigkeit der Réfugiés über die temporäre Zweisprachigkeit ihrer Nachfahren zur angeblich deutschen Einsprachigkeit rekonstruiert werden. Dass eine derartige Modellierung von Sprachwechsel, vor allem das Hantieren mit Begriffen wie Einsprachigkeit und Zweisprachigkeit, jedoch nicht unproblematisch ist, wird in dieser Arbeit an verschiedenen Stellen herausgearbeitet.

In der Zeitschrift *Die Kolonie*, ein selbsternanntes „Organ für die äußeren und inneren Angelegenheiten der französisch reformierten Gemeinden“, liest man in der Dezemberausgabe 1880:

Wer zur französischen Kolonie gehört, muss, so glauben meistens die Leute *draussen*, auch französisch sprechen können, oder es wenigstens recht gut verstehen. Wir alle aber wissen ja am besten, dass es mit dem ‚französisch Sprechen jetzt in der Kolonie in den allermeisten Fällen nicht weit her ist. Ein verhältnismäßig kleiner exklusiver Kreis freilich hält im Bereiche seiner Familien die alte Sprache aufrecht, und es käme darauf an, einmal nachzuforschen, in welchen von diesen Familien das Französische als eine fremde Sprache erst erlernt ist, oder noch als Muttersprache, d.h. als nur von den Eltern überkommen, gesprochen wird. Dass es von letzterer Gruppe noch Mitglieder in unserer Kolonie gibt, wissen wir, wir wissen von diesen Fällen aber auch, dass in der erst aufwachsenden Generation eine glückliche Fortpflanzung der Sprache nicht gelingen wird.<sup>9</sup>

Was hier vermeldet wird, ist nichts anderes als der Abschluss des französisch-deutschen Sprachwechsels. Das Mutmaßen über das, was „draussen“ gedacht wird, und das, was innerhalb der Kolonie, und da wiederum in einem „exklusiven Kreis“, der Fall ist, lässt nach 200 Jahren Anwesenheit der Hugenotten in Berlin immer noch ein Bewusstsein für klare Selbst- und Fremdzuordnungen erkennen. Wenn 1880 die ältere Generation miterlebte, wie die Frankophonie nicht an die jüngere Generation weitergegeben wurde, dann lässt sich die Frage stellen, was aus sprachlicher Sicht diesen 200 Jahren voranging. Welche Faktoren förderten oder retardierten den Sprachwechsel der Hugenotten? Und ist das, was hier über die Berliner Kolonie geäußert wird, auch auf andere Kolonien übertragbar oder gestaltete sich dort der Sprachwechsel anders? Was geht dem Vollzug des Sprachwechsels voraus, worin äußert er sich, welche sprachlichen Indikatoren kündigen seinen Abschluss an? Über welche Sprech- und Schreib-

9 Bonnell 1880b:111. Kursivierung von der Verfasserin.

kompetenzen verfügten die Hugenotten zu unterschiedlichen Zeiten ihres Akkulturationsprozesses? – Das sind die wesentlichen Fragen, die ich in dieser Arbeit beantworten möchte.

Den Ausgangspunkt für meine Überlegungen möchte ich anhand einiger Hypothesen formulieren, deren Haltbarkeit in dieser Arbeit zu überprüfen sein wird. Meiner Ansicht nach lassen die deutlich unterschiedlichen sprachlichen Verhältnisse in Groß-, Residenz- und Landstädten, aber auch in den Dörfern des ‚platten Landes‘ annehmen, dass sich der Sprachwechselprozess in urban geprägten Kolonien von dem in ländlichen Kolonien signifikant unterscheidet. In den Landkolonien dürfte das Aufgeben des Französischen und – damit einhergehend – der Erwerb des Deutschen und sein Ausbau als Zweit- bzw. Erstsprache früher eingesetzt haben als in den Stadtkolonien.<sup>10</sup> Obwohl sich bei der zweiten Generation, also den Nachkommen der Réfugiés, generell eine asymmetrische Mehrsprachigkeit vermuten lässt, dürfte diese auf dem Land anders strukturiert gewesen sein als in der Stadtkolonie. Zwar wurde in den Stadt- als auch in den Landkolonien von der Mehrheit der dritten Generation der Hugenottennachfahren Deutsch erworben, dennoch sind auch hier Unterschiede, vor allem in den Modalitäten des Spracherwerbs und im Grad der Französischkompetenz zu vermuten.

Die Ursachen für diese Unterschiede vermute ich im stärkeren Akkulturationsdruck auf dem Lande und in der unterschiedlichen sozialen Zusammensetzung der Stadt- und Landkolonien. Leben, Arbeiten und Sprache der sich vorwiegend in den uckermärkischen Landkolonien ansiedelnden Ackerbauern, Tabakpflanzer und Tagelöhner dürften sich deutlich von dem im städtischen Handwerk beschäftigten Kolonisten in urban geprägten Räumen unterscheiden haben. Neben dem unterschiedlich starken Anpassungsdruck dürften die Gründe für den unterschiedlichen Verlauf des Sprachwechsels vor allem in den differenzierten Sprachverhältnissen in Stadt und Land liegen: Nicht nur die mediale Diglossie Plattdeutsch/Hochdeutsch auf dem Lande, sondern auch die im 18. Jh. bei der städtischen autochthonen Oberschicht anzusetzende deutsch-französische Mehrsprachigkeit bildeten jeweils sehr unterschiedliche Rahmenbedingungen für den Sprachwechsel. Aber differierende Sprachwechselszenarien wird man nicht nur in Stadt- und Land-Kolonien finden, sondern auch, wenn man die Sprachverwendung und Sprachwahl hinsichtlich pragmatischer und sozialer Parameter analysiert.

---

10 Untersuchungen von ländlichen Kolonien im Hessischen haben ergeben, dass dort Akkulturation und Sprachwechsel langsamer verliefen und später zu ihrem Abschluss kamen als in den städtischen Kolonien (vgl. Wolff 1990 und Lichtenthal-Milléquant 1969). Insofern steht meine Hypothese durchaus zu anderen im Widerspruch.

Will man die aufgeworfenen Fragen beantworten und die Hypothesen überprüfen, heißt das nichts anderes als den Versuch zu unternehmen, das sprachliche Profil einer Sprachgemeinschaft im Wandel zu skizzieren. In diesem Sinne ist auch die Anlage der vier empirischen Kapitel als *Profile* zu verstehen: In vier Einzelstudien werden aus unterschiedlichen Perspektiven Strategien des Sprachwechsels, der Sprachenwahl, der Mehrschriftigkeit, der Verschriftungspraktiken und des Spracherwerbs der Hugenotten vom 17. bis ins 19. Jh. herausgearbeitet. Exemplarisch werden die Sprachverhältnisse jeweils in den drei Kolonien Berlin, Strasburg/Uckermark<sup>11</sup> und Battin bzw. an individuellen Textzeugnissen und Sprachbiographien hugenottischer Schreiberinnen und Schreiber beleuchtet. Als Analysen bilden die vier Profile als empirische Studien den Kern der Arbeit. Die vier Einzelprofile lassen in der Zusammenschau die zeitlichen und strukturellen Konturen des hugenottischen Sprachwechselprozesses in den ausgewählten Kolonien erkennen.

Die ersten beiden Kapitel benennen in einer problemorientierten Übersicht die aus Kontaktlinguistik, Historischer Soziolinguistik und der Hugenottenforschung stammenden Ansätze und Konzepte, durch die diese Arbeit Anregungen empfangen hat und auf die sie in Fragestellung und Herangehensweise aufbaut. Neben der Klärung des Forschungsstandes bereiten beide Kapitel aber auch in inhaltlicher Hinsicht das Terrain für die vier empirisch angelegten Profile. Formationen und Wandel der hugenottischen Identität, die Funktion von Sprache und Bildern in der Topographie des kollektiven Gedächtnisses der Hugenotten bilden im Kapitel 3 den Konnex zwischen historischen, soziokulturellen und sprachlichen Aspekten von Akkulturation und Sprachwechsel. In Kapitel 4 folgt die Rekonstruktion zweier Debatten, die um die Sprache der Hugenotten kreisen. Beide Debatten legen die Formationen des eigenen und des fremden Blicks auf die Verwendungsweise der französischen Sprache der Hugenotten im Refuge offen und lassen dabei Muster von Sprachbewusstsein, Sprachbewertung und Identität erkennen. Als weitgehend an metasprachlichen Daten ausgerichtetes Kapitel bindet es die in Kapitel 3 aufbereiteten theoretischen Zusammenhänge von Sprache und Identität an reale Sprachkonfliktsituationen zurück und bietet den interpretatorischen Rahmen für die Ergebnisse der empirisch ausgerichteten Profile 1 bis 4.

Im Mittelpunkt von Profil 1 stehen diejenigen Parameter, die den französisch-deutschen Sprachwechsel der Hugenotten maßgeblich beeinflussten. Zunächst werden die historischen, und soziokulturellen Rah-

---

11 Im Folgenden erscheint dieser Ortsname durchgehend entweder als ‚Strasburg/U.‘ oder nur als ‚Strasburg‘.

menbedingungen für die drei Kolonien Berlin, Strasburg/U. und Battin rekonstruiert. Die Entwicklung der Kolonien Strasburg/U. und Battin wird überhaupt zum ersten Mal in der Hugenottenforschung untersucht. Dann werden die Parameter Ausgangsbedingungen, Medialität, Domänen und Konzeptualität bzw. Textsorte auf ihren Einfluss auf den Sprachwechsel hin befragt. Dabei wird, differenziert nach Schrift- und Sprechsprache, die Zeitlichkeit und Struktur des Sprachwechsels vergleichend analysiert. Ein Blick auf die offiziöse und offizielle Schriftpraxis der drei Konsistorien, in die dort hauptsächlich ausgefertigten Textsorten und in die Korrespondenz soll die verschiedenen Muster von Sprachenwahl und Sprachwechsel erschließen. Die Untersuchung der zeitlichen Dynamik des Sprachwechsels innerhalb der Domäne der Kirche soll die besondere Stellung der Kultsprache für die Hugenotten deutlich machen und zeigen, welche identitären, kulturellen und nicht zuletzt theologischen Implikationen der Wechsel zur deutschen Gottesdienstsprache hat. Insgesamt wird es in diesem Profil darum gehen, die Akkulturations- und Sprachwechselprozesse für alle drei Kolonien zu rekonstruieren, Differenzen in Zeitlichkeit und Dynamik herauszuarbeiten und diese in Zusammenhang mit den Sprachwechsel begünstigende und retardierende Faktoren zu bringen.

Profil 2 zielt auf einen Vergleich des transgenerationellen Wandels in der Schreibsprache der drei Kolonien. Ausgehend von der Überlegung, dass sich bereits vor seinem formalen Vollzug Anhaltspunkte für den Wechsel zum Deutschen finden lassen müssen, werden sprachliche Features hugenottischer Schreiber der drei Kolonien miteinander verglichen. Entlang der selben Textsorte, der gleichen Schreibergruppe und in Längsschnitten von 25 Jahren, die in etwa je einer Generation entsprechen, werden vor allem graphematische, orthographische und lexikalische Features hinsichtlich ihrer Mehrschrittigkeit analysiert und vor dem Hintergrund des sich in Frankreich und im Brandenburger Refuge modernisierenden Usus ausgewertet. Durch das Vergleichen von am Quellenmaterial vorgenommenen Längsschnitten werden synchrone und diachrone Untersuchung verschränkt. Die zutage tretenden Unterschiede in den Graphien der Schreiber werden vor dem Hintergrund des Stadt-Land-Gegensatzes, aber auch im Zusammenhang mit der These eines ‚Französisch ohne Hinterland‘ interpretiert. Die Resultate dieser Graphieanalyse à la longue sollen aber aus dem hugenottischen Kontext gelöst und geprüft werden, inwiefern sich darin prinzipielle Strategien und Wandelprozesse geschriebener Sprache in mehrsprachigen Situationen finden lassen.

Nachdem in Profil 1 und 2 jeweils die Sprachverwendung, Sprachenwahl und der Sprachwechsel von ‚Gruppen‘ im Zentrum standen, wendet sich Profil 3 individuellen Schreibern zu. Analysiert wird die Graphie von Schreibern mit unterschiedlichen Biographien und von verschiedener

sozialer Provenienz, die über unterschiedlich strukturiertes Sprachwissen und disparate Routinen im Umgang mit Schriftlichkeit verfügen. Es soll demonstriert werden, wie sich aus handschriftlichen Textzeugnissen durch Analyse von Graphie, graphischem Inventar und Verschriftungsprinzipien Aussagen über Sprachwissen, Sprachkompetenz und Modalitäten des Spracherwerbs gewinnen lassen. Während im Profil 2 professionelle Schreiber untersucht wurden, deckt die Untersuchung im Profil 3 das ganze Spektrum an Schriftpraxis von professionellen, semiprofessionellen bis zu gänzlich unroutinierten Schreibern ab.

Modalitäten und Umstände des Spracherwerbs sind Gegenstand des Profils 4. Dort geht es um den Sprachunterricht im Rahmen elementarer, schulischer Instruktion. Dabei sollen die Konzepte und Methoden des Sprachunterrichts in zwei hugenottischen Schulen, der französisch reformierten Gemeindeschule in Strasburg/U. und der hugenottischen Waisenhauschule der Berliner Kolonie, rekonstruiert und verglichen werden. Hinsichtlich der materiellen und personalen Ausstattung, des Schulbesuchs und der Ausrichtung der beiden Schulen, vor allem aber der vor Ort verfügbaren sprachpolitischen Regelungen kommen zwei völlig unterschiedliche Konzepte von Sprachunterricht und Spracherwerb in den Blick, die nicht ohne Einfluss auf den Sprachwechselprozess in der jeweiligen Kolonie bleiben. Hier soll vor allem anhand von vermittelten Fertigkeiten, dem Curriculum und den verwendeten Lehrmaterialien ein Ausschnitt aus der hugenottischer Schulrealität des 18. und 19. Jh.s anschaulich werden.

### 1.3 Quellen, Methoden und Begriffe

So unterschiedlich die inhaltliche Ausrichtung, die behandelten Gegenstände und Fragestellungen der vier Profile sind, so heterogen sind auch die methodischen Zugänge, die für die einzelnen Profile gewählt wurden. Deshalb wird zu Beginn eines jeden Profils die jeweilige Herangehensweise erläutert und hinsichtlich ihrer Adäquatheit in Bezug auf die Fragestellung diskutiert.

Es lassen sich jedoch vier methodische Konstanten nennen, die sich durch die gesamte Arbeit ziehen. Zum einen beruht die empirische Analyse in Profil 1 bis 4 ausschließlich auf der Auswertung *handschriftlichen Quellenmaterials*. Das hat zum einen strukturelle, zum anderen praktische Gründe. Wenn man einen so langwierigen, komplexen und zunächst einmal ‚unsichtbaren‘ Vorgang wie einen Sprachwechsel auf linguistischer Ebene rekonstruieren will, wird das kaum, abgesehen von einigen metasprachlichen Äußerungen, auf der Grundlage von gedruckten Texten gelingen. Reflexe gesprochener Sprache und Sprachkontaktphänomene finden sich

bevorzugt in spontan realisierten, handschriftlichen, semioffiziellen Texten, besonders konzeptioneller Mündlichkeit, und in Texten semiprofessioneller Schreiber.<sup>12</sup> Handschriftliche Texte sind zudem nicht zugerichtet, d.h., sie lassen Korrekturen und Ungereimtheiten in Orthographie und Syntax noch erkennen, enthalten graphonemische bzw. morphographemische Informationen, die bei der Korrektur vor einem eventuellen Druck getilgt werden. Der andere Grund liegt darin, dass die für die Geschichte der brandenburgischen Hugenottenkolonien einschlägigen Quellen nie ediert wurden. Wer Informationen zu den einzelnen Hugenottenkolonien sucht, ist also auf die Lektüre handschriftlicher Quellen verwiesen. Dabei erweisen sich weniger die öffentlichen Verlautbarungen, als die in der Kolonie verbliebenen Akten als am aussagekräftigsten. Die Quellenlage der von mir zum Vergleich herangezogenen Kolonien ist vergleichsweise gut. Nicht nur, weil die von mir konsultierten Bestände weitgehend von Kriegsfolgen verschont geblieben sind, sondern auch, weil die Hugenotten „ja über alles peinlich und getreulich Protokoll führten“, wie F. Hartweg treffend schreibt.<sup>13</sup> Dennoch stellt die Quellenlage eine Herausforderung dar, geht es doch darum, aus der Vielzahl von Quellen die für die Rekonstruktion von Sprachverhältnissen aufschlussreichen aufzufinden. Die Mehrzahl der in den Profilen 1 bis 4 ausgewerteten Quellen konnte ich im Archiv der Französischen Kirche zu Berlin einsehen, wo sich auch wichtige Bestände zu den brandenburg-preußischen Provinzkolonien finden.<sup>14</sup> Grundsätzlich wird zu Beginn eines jeden Profils die Quellenlage diskutiert und die Art der für die Auswertung benutzten Quellen erläutert.

Eine zweite Konstante lässt sich unter dem Stichwort *longue-durée-Perspektive* fassen. Der Sprachwechsel der Hugenotten erweist sich als durchaus langwieriges und deutlich mehr als drei Generationen übergreifendes Phänomen. Und die Tatsache, dass es sich um einen bereits abgeschlossenen, weit zurückliegenden Prozess handelt, birgt zwar einige Schwierigkeiten, hat aber in diesem Zusammenhang den Vorteil, dass der Prozess in seiner Gesamtheit untersucht werden kann.<sup>15</sup> Will man den gesamten Prozess erfassen, muss man ihn demnach von der Ansiedlung der Hugenotten bis zum jeweiligen Abschluss ihres Sprech- und Schreib-

---

12 Vgl. Koch/Oesterreicher 1985. Zur Anwendung des Ansatzes, vgl. Kapitel 2.2.1 sowie Kapitel 2.3 des ersten Profils. Quellen, die zwar in Realisierung graphisch, aber konzeptionell phonisch sind, sind nicht einfach aufzufinden. In dieser Arbeit lassen sich lediglich auf wenige im Profil 3 verweisen.

13 Hartweg 1990:1.

14 An dieser Stelle möchte ich Robert Violet, dem Archivar im Französischen Dom, für die zahlreichen und für diese Arbeit unentbehrlichen Hinweise, Hilfestellungen und Ratschläge bedanken.

15 Zu den Schwierigkeiten und Herausforderungen, vor allem was die Rekonstruktion gesprochener Sprache angeht, vgl. Kapitel 2.2 im Profil 1.

sprachwechsels untersuchen. Im Falle der Hugenotten bedeutet das, die Sprachverhältnisse vom Ende des 17. bis weit ins 19. Jh. hinein zu betrachten, wobei der Schwerpunkt dieser Arbeit auf der Phase von der zweiten Hälfte des 18. Jh.s bis zur Mitte des 19. Jh.s liegt. Sämtliche Sprachanalysen der Profile 1, 2 und 4 wurden über den gesamten Zeitraum des Sprachwechselprozesses erstellt. Im Profil 2, wo eine exhaustive Longitudinalstudie aufgrund der Quellenmenge nicht möglich war, wurden Schnitte im Abstand von 25 Jahren gesetzt, so dass die Analyse entlang von jeweils ungefähr eine Generation umfassenden Längsschnitten erfolgte. Auch hierfür gilt, dass der Untersuchungszeitraum am Anfang eines jeden Profils diskutiert wird.

Die dritte Konstante, die diese Arbeit durchzieht, besteht in der *vergleichenden Methode*. Erst der Vergleich unterschiedlicher Sprach- und Lebensverhältnisse lässt die Diversität des Sprachwechsel- und Akkulturationsprozesses der Hugenotten hervortreten. Pauschale und an Einzelfällen erarbeitete Befunde, vor allem in Hinblick auf Aussagen über das brandenburg-preußische Refuge in seiner Gesamtheit, können so relativiert und differenziert werden.

Schließlich lässt sich die vierte methodische Konstante an der Erprobung von modernem, an synchronen Phänomenen erarbeitetem *Begriffsinventar der Kontakt- und Soziolinguistik* am historisch vorgängigen Gegenstand des Sprachwechsels der Hugenotten ablesen. Diese Arbeit versteht sich demnach als Beitrag zur Mehrsprachigkeits- und Sprachkontaktforschung und unternimmt den Versuch, die neuen theoretischen Paradigmen der Mehrsprachigkeitsforschung mit empirischen Untersuchungen zu untersetzen.

## 2 Historische Mehrsprachigkeitsforschung. Forschungsstand und Perspektiven

Keine wissenschaftliche Arbeit ist voraussetzungslos, sondern verdankt ihre Anlage und entfaltet ihren Zweck innerhalb eines bestimmten Forschungskontextes. Die vorliegende Studie wird in ihrem thematischen Gegenstand, ihren Fragestellungen und Vorgehensweisen im Wesentlichen durch zwei linguistische Forschungsfelder angeregt: die Historische Soziolinguistik und die Kontaktlinguistik. Aus der Historischen Soziolinguistik, die K. Mattheier bestimmt als „Wissenschaft von der Wechselbeziehung zwischen Sprachwandel und Gesellschaftswandel“ bezieht sie die Grundannahme von Sprechen als einer Form sozialen Handelns und von der historischen, regionalen, sozialen und funktionalen Determiniertheit von Sprachverwendung.<sup>1</sup> Von der Kontaktlinguistik, die sich als eigenständige linguistische Disziplin und Forschungshaltung zur Untersuchung des „sozialen Kontakts zweier oder mehrerer natürlicher Einzelsprachen“ versteht, erhält sie wesentliche Anregungen hinsichtlich der Beschreibung von Phänomenen individuellen und kollektiven Sprachkontakts.<sup>2</sup> Für diese Arbeit, die einen vor ca. dreihundert Jahren stattgefundenen Sprachkontakt und seit ca. zweihundert Jahren vollzogenen Sprachwechsel zum Thema hat, ist die historische Perspektive genuiner Bestandteil und birgt als Untersuchung historisch vorgängiger Sprachprozesse zugleich sachliche und methodische Schwierigkeiten. Und so ist zu fragen, ob das in beiden Disziplinen bereitgestellte Inventar an Konzepten und Untersuchungsansätzen eine adäquate Analyse des Themas dieser Arbeit in historischer Perspektive ermöglicht.

Der Historischen Soziolinguistik eignet zweifellos der historische Blick, auch wenn sie, wie J. Gessinger fordert, mehr sein muss als nur eine „historisch gewendete Soziolinguistik“.<sup>3</sup> Einst emanzipierte sie sich von der Soziolinguistik, weil diese die historische Perspektive ihres Gegen-

---

1 Mattheier 1988:1430.

2 Goebel et al. 1996:XXV.

3 Sie sollte die Sprecher und Schreiber als Träger von Sprache und Produzenten von Sprachgeschichte ansehen (Gessinger 1982:140). Diese Forderung ist durchaus mit der Definition K. Mattheiers vereinbar, nach der sich das Attribut des ‚Historischen‘ nicht nur auf die Behandlung zeitlich zurückliegender Gegenstände beschränken soll, sondern als permanenter Erklärungszusammenhang und generelles Prinzip alle linguistischen Fragestellungen bestimmt. Als Kritik an der Einlösung dieser Forderungen, vgl. Elspaß 2005:16.

tandes weitgehend aus den Augen verloren hatte.<sup>4</sup> Dies lässt sich auch mit einiger Berechtigung von der Kontaktlinguistik behaupten, bei der es sich um eine fast ausschließlich gegenwartsbezogene Disziplin handelt. Das ‚Historische‘ dient ihr allenfalls als Hintergrund von Gegenwartsphänomenen, gilt ihr jedoch nicht als ursächlicher Erklärungszusammenhang. Am deutlichsten zeigt sich das an den untersuchten Gegenständen, aber auch in forschungsprogrammatischen Argumenten. Wenn etwa die Herausgeber des Handbuchs Kontaktlinguistik die Eigenständigkeit dieser Disziplin begründen mit dem Verweis auf die „in neuerer Zeit erheblich gesteigerte Mobilität vieler Völker, Kulturen und Kulturgüter“, dann markiert das ein auf die synchrone Untersuchung ausgerichtetes Interesse kontaktlinguistischer Fragestellungen und lässt die Einsicht vermissen, dass Sprachkontakt und mobile Kulturen (auch) historische Phänomene sind.<sup>5</sup> Die Platzierung dieser Arbeit im Schnittpunkt von soziolinguistisch fundierter Sprachgeschichte und kontaktlinguistischer Perspektive hat zwei Konsequenzen: zum einen die Betrachtung des Phänomens des hugenottischen Sprachwechsels aus verschiedensten Perspektiven, die unterschiedliche methodische Herangehensweisen einschließen und zum anderen die interdisziplinäre Ausrichtung. Beide Disziplinen, Historische Soziolinguistik und Kontaktlinguistik, sind stark von interdisziplinären Zugängen geprägt, denn sie nehmen die sprachlichen Bedingungen und Konsequenzen komplexer soziokultureller Phänomene in den Blick. Im Falle der Historischen Soziolinguistik sind es nicht nur deren wissenschaftliche Vorläufer – wie Sprachgeschichtsforschung von Einzelsprachen, Sprachwandelforschung, Dialektologie – sondern auch die „Mutterwissenschaften“ Soziolinguistik (amerikanischer Provenienz) und Soziologie, die in Methoden und Fragestellung diese Interdisziplinarität eröffnen.<sup>6</sup> Die Kontaktlinguistik verdankt ihre Entstehung geradezu der „wissenschaftlichen Notwendigkeit der integrativen Zusammenfügung ansonsten getrennt operierender Einzelwissenschaften“, in erster Linie von (Sozio)Linguistik, Sozialwissenschaften, (Sozial)Psychologie, Anthropologie und Geographie.<sup>7</sup>

In den folgenden Kapiteln 2.1 und 2.2 wird das theoretische und methodische Terrain dieser Arbeit erläutert, das den Analysen in den Profilen 1 bis 4 zugrunde liegt. Dabei wird es nicht darum gehen, den *state of the art* in diesen Forschungsfeldern exhaustiv zu beschreiben, sondern es werden

---

4 Vgl. Mattheier 1988:1430.

5 Goebel et al. 1996:XXV. Eine Durchsicht dieses Handbuchs Kontaktlinguistik zeigt sehr eindrücklich die Singularität historischer Untersuchungen in diesem Feld.

6 Vgl. Mattheier 1988:1430.

7 Goebel et al. 1996:XXV. Zur Interdisziplinarität der Kontaktlinguistik, vgl. auch Clyne 1996:12 f.

lediglich für diese Arbeit relevante Konzepte und Einzelfallstudien problemorientiert diskutiert und Anschlussstellen formuliert.

## 2.1 Ansätze der Sprachkontaktforschung

### 2.1.1 Sprachkontakt

In seinem Klassiker *Languages in Contact* von 1953 entwickelte U. Weinreich als erster systematisch den theoretischen und methodischen Rahmen der Frage, wie und warum verschiedene Sprachkontaktphänomene auftreten, inspirierte damit weiterführende Arbeiten, wie etwa die von Gumperz und Fishman, und prästrukturierte so bis heute gültige Fragestellungen.<sup>8</sup> Wie Bechert/Wildgen zutreffend schreiben, rückt der Terminus ‚Sprachkontakt‘ die beteiligten Sprachen ins Zentrum, wogegen der Terminus ‚Mehrsprachigkeit‘ auf die Eigenschaften sprechender Menschen zielt. Beide Termini bezeichnen jedoch das Nebeneinanderbestehen zweier oder mehrerer Sprachen im Gebrauch desselben Individuums oder derselben Sprechergruppe.<sup>9</sup> In diesem Sinne werden in diesem Abschnitt die stärker systemlinguistischen Aspekte und im Abschnitt 2.1.2 die eher sprechergebundenen Aspekte von Sprachkontakt behandelt.

In systemlinguistischer Hinsicht essentiell für diese Arbeit sind zwei Konzepte, die beide die Konsequenzen von Sprachkontakt auf die beteiligten Sprachen beschreiben, nämlich Transfer und Codewechsel. Der behaviouristische Transferbegriff wurde zum Ende der 60er Jahre des letzten Jh.s für die Kontrastive Linguistik, besonders im Zweitspracherwerb, fruchtbar gemacht.<sup>10</sup> Dort stehen die neutralen Termini ‚Transfer‘ und ‚Transferenz‘ für Übertragungsvorgänge, bei denen sich eine Sprache oder Varietät nach dem Muster der kontaktierenden Sprache oder Varietät verändert.<sup>11</sup> Der daneben existierende Begriff ‚Interferenz‘ wird in der

---

8 Vgl. Weinreich 1953. Als zeitgenössischer Forschungsbericht zum Sprachkontakt, vgl. Clyne 1975, als Gesamtübersicht, vgl. Oksaar 1996. Von den Arbeiten von Gumperz und Fishman wird weiter unten noch die Rede sein.

9 Bechert/Wildgen 1991:1 f. M. Clyne sieht die Fragestellung der Kontaktlinguistik um die Gegenstandsbereiche Sprache, Sprachbenutzer und Sprachbereich gruppiert und formuliert für erstere systemlinguistische, für den zweiten psycholinguistische und für den dritten soziolinguistische Fragen (vgl. Clyne 1996:12).

10 Vgl. Gass 1996:559.

11 Vgl. Bechert/Wildgen 1991:3. Am Anfang der Studien zu Transferprozessen stand die diachrone Erforschung von lexikalischen Transferenzen (Entlehnungen) im Mittelpunkt, wobei auf Haugen die Beschreibung von Integrationsprozessen in der Zielsprache zurückgeht (vgl. Haugen 1950). Synchron angelegte Arbeiten über ‚Fremdheitsmarker‘ entstanden vor allem im strukturalistischen Umfeld (vgl. Clyne 1987:454).

Regel negativ gefasst und bezeichnet den störenden, fehlerbehafteten Transfer.<sup>12</sup> Die Existenz zweier Begriffe für ein- und dasselbe Phänomen beruht bei weitem nicht nur auf terminologischer Uneinigkeit, sondern ‚Interferenz‘ verweist auch auf ein bestimmtes sprachideologisches Konzept, das die Übernahme ‚sprachfremder‘ Elemente als Verletzung von (usuellen oder präskriptiven) Normen und damit als Fehler auffasst. In den 60er Jahren setzte man der Ansicht, dass Fehler in Folge interferierender Systeme Ausdruck defektiver Sprachkompetenz seien, im Bereich des Zweitspracherwerbs die Position der Signifikanz von Interferenzen entgegen.<sup>13</sup> Signifikant sind Transferphänomene, weil sie Aufschluss über Lernprozesse geben, dem Lerner die Funktionsweise der jeweiligen Sprache signalisieren, Ausdruck für kreativen Umgang mit Sprachen sind und somit auf Mehrsprachigkeit als ‚kulturelle Ressource‘ verweisen.<sup>14</sup> Diese positive, diagnostische Perspektive auf Transferprozesse bei Mehrsprachigen erweist sich als äußerst nützlich für die vorliegende Arbeit, in der nicht zuletzt das heuristische Potenzial von transferinduzierten Auffälligkeiten für Aussagen über Sprachkompetenz und Dynamik von Sprachkontakt genutzt wird.

Der Codewechsel, d.h. das Benutzen verschiedener Sprachen oder Varietäten innerhalb ein- und derselben sprachlichen Äußerung, ist wohl eines der am häufigsten von der modernen Kontaktlinguistik beschriebenen Sprachkontaktphänomene.<sup>15</sup> Das ist sicherlich auch darauf zurückzuführen, dass damit prinzipielle Vorstellungen von der Kohärenz und Homogenität sprachlicher Systeme und Äußerungen in Frage gestellt werden. Vor allem aber ist Codewechsel sowohl aus systemlinguistischer als auch soziolinguistischer Sicht hochinteressant, da es als Phänomen geradezu die Verbindung zwischen sprachlicher Form und sozialer Praktik verkörpert. Folglich kreisen Studien zu deren Erforschung vor allem um zwei Aspekte: die grammatische Struktur und die soziale Funktion von Codeswitching. Ersteres betrifft vor allem die ‚Grammatikalisierung‘ des Phänomens: Patterns von (einzelsprachlichen und universalen) Regularitäten von Codeswitching, seine strukturellen Beschränkungen (*constraints*), seine Auslöser (*triggering*) und die Symmetrie bzw. Asymmetrie der involvierten

12 Vgl. Gass 1996:559 und Bechert/Wildgen 1991:3. In diesem negativen Sinne benutzt ihn auch Juhász 1970. Bei Weinreich 1953 findet sich diese begriffliche Differenzierung noch nicht, sondern er benutzt „interference“ als neutrales Konzept für alle Transferenz- und Integrationsprozesse.

13 Vgl. zum Beispiel Corder 1967.

14 Vgl. Gass 1996:561 f., Erfurt 2003 und Maas 2008.

15 Vgl. Bechert/Wildgen 1991:2 f., vgl. den Forschungsbericht zum Codeswitching in Heller/Pfaff 1996.

Sprachen.<sup>16</sup> Die soziale Funktion von Codewechsel wurde vor allem als strukturierendes Mittel beim Gesprächs- und Diskursmanagement herausgearbeitet, wobei empirische Untersuchungen nahe legen, dass Codeswitching-Phänomene sogar primär von soziokulturellen Faktoren gesteuert werden und die Strukturbeschränkungen sekundär sind.<sup>17</sup> Aus ungleichen Frequenzen und Distributionen bei ein- und demselben Sprecher oder innerhalb einer Sprachgemeinschaft lässt sich schließen, dass Codeswitching signifikant ist.<sup>18</sup> Das Auftreten von Codewechsel allgemein und die Frage, ob das Praktizieren oder Nicht-Praktizieren innerhalb der gleichen Sprechergruppe Aufschluss über Unterschiede in sprachlichen Repertoires oder über den Zustand der mehrsprachigen Verhältnisse gibt, ist für die vorliegende Arbeit hinsichtlich des bei hugenottischen Schreibern unterschiedlich stark auftretenden Codeswitchings interessant.

- 
- 16 Gumperz war der erste, der Codeswitching ins Zentrum seiner Forschungen stellte (z.B. Gumperz 1976). Als für neueres Framework und moderne Theoriebildung einschlägig zu nennen sind hier vor allem: Clyne 1967 über den deutsch-englischen Codewechsel in Australien und die These vom Triggering, das bei lexikalischen Einheiten, die für die deutschen Sprecher als kulturell spezifisch für Australien den Codewechsel zum Englischen auslösen. Poplack 1980 stellte in ihrer Studie zwei anhand der spanisch-englischen Puertoricaner in New York herausgearbeiteten Regularitäten zur Debatte: den „free morpheme constraint“, nach dem das Switchen nur außerhalb der Wortgrenzen stattfindet, und den „equivalence constraint“, nach dem Codeswitching nur an Stellen möglich ist, vor und hinter denen die Wortfolge für beide Sprachen gleich ist (vgl. Poplack 1980:585 ff. und Grosjean 1982:326). Für die vorliegende Arbeit sind die Ergebnisse von Studien über typologisch ähnliche Sprachen von größerem Interesse: Clyne 1987b bezweifelt, dass die kontaktierenden Grammatiken stabil und standardsprachlich sind und nimmt hingegen an, dass beim Codeswitching Substandard-Grammatiken mit syntaktischen und lexikalischen Konvergenzen kontaktieren. Demzufolge spricht er im Falle des niederländisch-deutschen und deutsch-englischen Kontakts von „compromise forms“, die verantwortlich für antizipierendes Triggering seien. Auf Asymmetrie, Symmetrie und Frequenz der am Codeswitching beteiligten Sprachen konzentrierten sich einige Studien ab den 80er Jahren; einschlägig wurde hier das Modell des „Matrix Language Frame“ von Myers-Scotton, das die Relationen von Matrixsprache und eingebetteter Sprache beim Codeswitching beschreibt (vgl. Myers-Scotton 1993 und 1995). Als Forschungsüberblick, vgl. Appel/Muysken 1987:121 ff. und Heller/Pfaff 1996.
- 17 Vgl. Rindler Schjerve 1998:82. Auf Blom/Gumperz 1972 geht die Unterscheidung von situativem und metaphorischem Codeswitching zurück (vgl. dazu Heller/Pfaff 1996:595 f.), Appel/Muysken 1987 unterscheiden deterministische, personenorientierte und funktionale Aspekte, unter denen die Sprachenwahl betrachtet werden kann (vgl. dazu Bechert/Wildgen 1991:60 f.), Gumperz 1976 beschreibt Codeswitching als Mittel der Kontextualisierung und Organisation von Kommunikation. Hellers Studien zur französisch-englischen Zweisprachigkeit in Kanada zeigen, dass sich Codeswitching nicht nur bei verschiedenen Sprechern, sondern auch im Repertoire derselben Sprecher unterschiedlich verteilt (Heller 1988 und 1989).
- 18 Vgl. Heller/Pfaff 1996:597. In seiner Untersuchung italienisch-deutschen Sprachkontakts in Deutschland bezweifelt Auer, dass Codeswitching immer und zwangsläufig Bedeutung tragen muss (vgl. Auer 1988).

Transfer- und Switchingphänomene sind die auf der Sprachebene fassbaren Phänomene übergreifender, sozialpsychologisch gesteuerter Prozesse sozialen Handelns, die bei Sprachkontakt auftreten. Mit Begriffen wie Akkommodation und Fokussierung, die beide interpersonale, in direkter Interaktion ablaufende Anpassungsvorgänge beschreiben, wird versucht, diesen Prozessen einen theoretischen Rahmen zu geben.<sup>19</sup> Mehrsprachige Konstellationen bieten Situationen par excellence, um Fokussierungen auszulösen.<sup>20</sup> P. Trudgill modelliert dieses an Individual- und Sozialpsychologie angelehnte begriffliche Instrumentarium und überträgt es auf die historische Soziolinguistik und Dialektologie, um Variantenbildung und Sprachwandelprozesse durch Kontaktsituationen und Angleichungsprozesse zu erklären.<sup>21</sup> Dabei unterscheidet er drei unterschiedliche Szenarien von Anpassung: Koineisierung (*koinéization*), Reallokation (*reallocation*) und Akkommodation (*accommodation*).<sup>22</sup> Im Falle der temporären Akkommodation (*short-term-accommodation*) werden Features nur situationsspezifisch übernommen, im Gegensatz zur Anpassung mit langer zeitlicher Dauer (*long-term-accommodation*). Diese meist an Dialekten und regionalen Varietäten erarbeiteten Modelle wurden bislang vor allem zur Erklärung von Sprachwandel im sprechsprachlichen, vor allem phonologischen und morpholexikalischen Bereich herangezogen. Wohl auch deshalb benennt M. Clyne als Desiderat die Erforschung von Veränderungen der Graphematik in Sprachkontaktsituationen.<sup>23</sup> In der vorliegenden Arbeit werden Transfer- und Anpassungsprozesse auf graphemati-

19 Die Akkommodationstheorie in Giles/Taylor/Bourhis 1973 geht davon aus, dass sich in der Sprechweise (in Aussprache, Sprechgeschwindigkeit, etc.) zweier Interaktionspartner während eines Gesprächs Konvergenz einstellt. Den Begriff der Fokussierung prägten Le Page/Tabouret-Keller 1985 im Kontext ihrer Arbeiten zur Kreolisierung. Neben Projektion und Diffusion bezeichnet er einen der drei grundlegenden Prozesse sozialen (und auch sprachlichen) Verhaltens: „projection“ als Anbieten des eigenen Konzepts, „focusing“ als im Kopf stattfindender Prozess des Abgleichens und der Schwerpunktbildung und „diffusion“ als Verwerfen des Konzepts oder Durchsetzung desselben in der Kommunikationsgemeinschaft (vgl. Le Page/Tabouret-Keller 1985:15 ff.).

20 Vgl. Gessinger 2000:71.

21 Vgl. Trudgill 1983 und 1986.

22 Treten Dialekte in Kontakt oder mischen sich („mixing“), entsteht eine hoher Grad an Varianz; der Abbau von Varianz durch Einebnung („levelling“) markierter Formen subsumiert Trudgill unter Koineisierung (vgl. Trudgill 1986:107 ff.). Varianten, die nicht abgebaut werden, können in neuem Verwendungskontext, etwa als stilistische, soziale oder areale Marker, eine andere Funktion übernehmen, dieses Phänomen bezeichnet Trudgill als Reallokation (vgl. Trudgill 1986:110; detailliert zum Prozess der Koineisierung, vgl. Kerswill/Trudgill 2005:196-202). Das dritte Szenario, die Akkommodation liegt vor, wenn sich eine der beiden kontaktierenden Sprachen oder Varietäten mehr oder weniger vollständig, etwa durch höheres Prestige, anpasst. Zur Anwendung dieser Verlaufsformen auf den Berlin-Brandenburgischen Sprachraum, vgl. Gessinger 2000:70-76.

23 Vgl. Clyne 1996:13.

scher Ebene vergleichend bei bilingualen, hugenottischen Schreibern in historischen Längsschnitten untersucht und an graphematischen Features verschiedene konvergierende und divergierende Prozesse herausgearbeitet.

Die Modelle von Trudgill vermögen wohl am besten die Entstehung der deutsch-französischen Mischsprache zu erklären, die C. Lichtenthal-Milléquant für manche hessische Hugenottenkolonien annimmt. Ihre Forschungen gehören zu denjenigen sprachwissenschaftlichen Arbeiten über die Hugenotten, die sich aus einer kulturhistorisch-dialektologischen Perspektive heraus dem Gegenstand mit traditionellen Methoden der sprachhistorischen Forschung nähern.<sup>24</sup> Für die Hugenottenkolonie Friedrichsdorf/Taunus konstatiert sie die Entstehung eines Ortsdialekts, den sie als „Friedrichsdorfer Französisch“ bezeichnet und der sich angeblich 300 Jahre gehalten habe.<sup>25</sup> Dabei mischten sich pikardische, champagnische, deutsche, südhessische und hochfranzösische Elemente zu einer nach ihrer Ansicht eigenen Varietät.<sup>26</sup> Meines Erachtens sind Zweifel angebracht, ob das, was die Friedrichsdorfer sprachen, tatsächlich eine eigene, spezifisch lokale *Sprache* war. Die von ihr präsentierten sprachlichen Merkmale fanden sich zuhauf auch in dem von mir analysierten Brandenburger Material, ohne dass ich zum gleichen Schluss hätte kom-

24 Vgl. Lichtenthal 1999, Lichtenthal-Milléquant 1969, 1970, 1973, 1986 und 1993. Zur Forschungskritik, vgl. Glück 2002:197-200. Außerdem sind zwei Artikel von Eschmann (1989 und 2001) und die Studie von H. J. Schmitt über den Wortschatz der Waldenser in Deutschland zu nennen. Außerdem liegen einige Ortsgrammatiken vor, z.B. 1901 von Carl Marmier zu Friedrichsdorf und von Alban Rösiger 1883 zu Neu-Hengstett in Württemberg. Rösiger beschreibt den Vokalismus der von ihm als „Welsch“ apostrophierten Sprache anhand von Sprachproben aus der Loslösung aus dem Lateinischen heraus und rekonstruierte mit Gewährsleuten unter anderem das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Ebensovienig behandelt Marmier den Sprachwechsel, dafür aber vor allem den Lautstand und analysiert in der Phonologie pikardische und champagnische Einflüsse aus dem 17. Jh. sowie die Morphologie (vgl. Kramer 1992:71-95, Glück 2002:195 ff.). Diesen beiden Studien ist gemeinsam, dass sie Fragestellungen nach Mehrsprachigkeit und Sprachwechsel außer Acht lassen und sich der Sprache der Hugenotten eher mit den Mitteln der sprachhistorischen Forschung ihrer Zeit nähern, d.h. mit der Erstellung von Etymologien und historischer Grammatik auf der Basis gesammelter Belege. Allein Eschmann 1989 und 2001 berücksichtigt in seinen Ausführungen die Unterschiedlichkeit der Sprachsituation, differenziert zwischen Schrift- und Sprechsprache und zieht auch soziale und demographische Daten in seine Überlegungen zum Sprachwechsel mit ein.

25 Vgl. Lichtenthal-Milléquant 1969:55-61 und 1986:193. Um wirklich zu beurteilen, ob bis in die 50er, 60er Jahre des 20. Jh.s hinein tatsächlich noch ‚Französisch‘ als Umgangssprache gesprochen wurde, hätte man zweierlei untersuchen müssen: die Beschaffenheit dessen, was Lichtenthal-Milléquant für eine Dorfsprache hält und die Verwendungsweisen, d.h. die Domänen und Sprechkanäle. Ersteres beschreibt sie rein formal, d.h. sie gibt eine Auflistung phonologischer, morphologischer und lexikalischer Merkmale. Die Zusammenhänge der Verwendung untersucht sie selbst nicht, sondern stützt sich fast ausschließlich auf Selbstauskünfte der Friedrichsdorfer.

26 Vgl. Lichtenthal-Milléquant 1986:140-148, 192-194.

men können.<sup>27</sup> Dessen ungeachtet lässt sich mit dem Instrumentarium von Trudgill und Kerswill jedoch die Entstehung eines solchen „new dialect“ zumindest theoretisch modellieren: Durch vorhergehende Mischungs-, Einebnungs- und Vereinfachungsprozesse bildet sich eine neue Varietät (*interdialect*) aus.<sup>28</sup>

### 2.1.2 Mehrsprachigkeit

Um den Umstand zu bezeichnen, dass die meisten Menschen verschiedene Sprachen nebeneinander gebrauchen oder in Gesellschaften leben, in denen mehrere Sprachen zur Anwendung kommen, wurde der Begriff Mehrsprachigkeit geprägt. W. Mackey versteht diesen Terminus als eine rein quantitative Erweiterung des traditionellen Begriffs *Zweisprachigkeit*, denn das, was aus bilingualen Verhältnissen resultiere, gelte genauso für mehrsprachige Situationen.<sup>29</sup> Und dennoch impliziert der Gebrauch von *Mehrsprachigkeit* mehr als nur das. Denn erst dieser Begriff betont, dass bei miteinander in Kontakt tretenden einzelsprachlichen Systemen auch Varietätengefüge kontaktieren und so tatsächlich der vielzitierte Normalfall von Mehrsprachigkeit eintritt. Diese, als innere und äußere Mehrsprachigkeit in die Forschung eingegangene Perspektive ist auch für diese Arbeit von einiger Relevanz, überlagern sich doch im brandenburgischen Sprachraum verschieden strukturierte, aber durchweg mehrsprachige Verhältnisse, die durch die Anwesenheit der Hugenotten und anderer Minderheiten eine zusätzliche Dimension erhielten.<sup>30</sup> Somit ist der Befund, dass gegen-

27 Zu dieser Kritik, vgl. Böhm 2005c:130 ff.; zur Frage nach einer Mischsprache in Berlin, vgl. Kapitel 4.1.1 im Profil 1.

28 Nach Kerswill/Trudgill entsteht durch die ablaufenden Prozesse „mixing“, „levelling“ und „simplification“ eine neue Varietät („interdialect“), der aus sprachlichen Formen besteht, die in keiner der beteiligten Varietäten vorhanden sind, sondern durch sprachliche Interaktion neu entstehen. Sie können a) entweder einfacher und regelhafter sein als die vorhandenen Formen, sie können b) aber auch phonologisch zwischen vorhandenen Varianten liegen oder aus vorhandenen Morphemen neu gebildet werden und c) aus Hyperkorrekturen entstehen (vgl. Kerswill/Trudgill 2005:196-201). Mischungs-, Fokussierungs- und Vereinfachungsprozesse sind ebenfalls einschlägig bei der Ausbildung von Pidgins und Kreols (vgl. Trudgill 2002:68-75). Zum Überblick zur Pidgin- und Kreolforschung, vgl. Mühlhäusler 1996 und Valdman 1996, zu Modellen der Entwicklung von Pidgins und Kreols, vgl. Bechert/Wildgen 1991:129-144.

29 Mackey 1987:699. Auch Weinreich 1953:1 benutzt den Terminus *bilingualism*.

30 Vgl. dazu Gessinger 2000 und 2003, der die Komplexität der mehrsprachigen Verhältnisse in Brandenburg im Spannungsfeld von plattdeutscher Sprechsprache, hochdeutscher Schriftsprache, berlinischer Umgangssprache und den mit diesen Varietäten kontaktierenden Minderheitensprachen Sorbisch, Französisch und Jiddisch akzentuiert. Gegen die hier angebotene Begründung für den Begriff Mehrsprachigkeit lässt sich einwenden, dass es sich ja nicht um *Sprachen*, sondern lediglich um *Varietäten* ein- und desselben Diasystems

wärtig ca. ein Drittel aller Grundschüler mehrsprachig ist, den C. Schroeder für die rezente migrantensprachliche Mehrsprachigkeit in deutschen Metropolen ansetzt, zumindest für Berlin auch für historisch vorgängige Epochen zutreffend.<sup>31</sup>

Man unterscheidet in der Kontaktlinguistik individuelle und kollektive Mehrsprachigkeit, je nachdem, ob vom Sprecher/Schreiber mit mehr als einer Sprache in seinem Repertoire oder von Gesellschaften die Rede ist, in denen mehrere Sprachen koexistieren.<sup>32</sup> Der Versuch, den mehrsprachigen Menschen zu definieren, hat in der Forschung zu mehr als zwanzig Begriffsbestimmungen geführt, die sich voneinander vor allem in Kriterien der Kompetenz und Performanz unterscheiden.<sup>33</sup> Durchgesetzt hat sich eine weite Definition, nach der mehrsprachig ist, wer sich regelmäßig im Alltag zweier oder mehrerer Sprachvarietäten bedient und zwischen ihnen zu switchen vermag.<sup>34</sup> Entlang verschiedener Kriterien, wie Sprachkompetenz und Fertigkeiten, Erwerb und kognitive Organisation, werden symmetrische oder asymmetrische Mehrsprachigkeit, simultane oder sukzessive mehrsprachige Kompetenz und koordinierte und kombinierte Mehrsprachigkeit unterschieden.<sup>35</sup> Die aus der Spracherwerbsforschung

---

handele. Dabei sollte aber bedacht werden, dass die Unterscheidung angesichts des Varietätenkontinuums und der Unsicherheit, was denn als ‚Sprache‘ zu gelten habe, oft keinen Sinn macht (vgl. Mackey 1987:702). Zudem zeigen vor allem die Arbeiten von Trudgill und Le Page, dass ähnliche pragmatische Funktionen beim Sprach- und Varietätenkontakt vorliegen. Nichtsdestotrotz ist aber bewiesen, dass die interlinguale Distanz Einfluss auf die Ausprägung der Mehrsprachigkeit hat (vgl. Lüdi 1996:235).

31 Vgl. Schroeder 2007:6. Schroeder stützt sich auf zwei Erhebungen in Hamburger und Essener Grundschulen. Zum mehrsprachigen Berlin, vgl. Kapitel 2.2.3.

32 Vgl. Lüdi 1996:234.

33 Vgl. Mackey 1987:699. Dabei erwies sich die traditionelle Definition vom Mehrsprachigen, der die Sprachen gleichbleibend perfekt schreibt und spricht und noch dazu in frühester Kindheit erworben hat, als theoretisches Konstrukt von Linguisten (vgl. Lüdi 1996:234).

34 Vgl. Lüdi 1996:234. Neben der Fähigkeit zum Codewechsel zählt Weinreich noch die Begabung als Merkmal Mehrsprachiger (vgl. Weinreich 1953:72-74).

35 Vgl. Lüdi 1996:235. Formen der Asymmetrie, die oft durch den Gebrauch der schwächeren oder dominanten Sprachen bzw. Varietäten in unterschiedlichen Kontexten und Funktionen herrührt, liegen vor, wenn Unterschiede in den Fertigkeiten (Sprech-, Hör-, Lese-, Schreibkompetenz) zwischen den Sprachen feststellbar sind. Simultaner Spracherwerb erfolgt als doppelter Erstspracherwerb, sukzessiver durch Aneignung einer zweiten, dritten usw. Sprache in verschiedenen Lebensabschnitten. Inwiefern dieses Kriterium auf die Kompetenz wirkt, wird unterschiedlich beantwortet (vgl. Grosjean 1982:244). Ausgangspunkt neurolinguistischer Fragestellungen war die Hypothese Weinreichs, dass sich der Autonomiegrad der Sprachen entweder in einer koordinierten Mehrsprachigkeit, bei der beide Sprachen in unterscheidbaren Zeiträumen und Umgebungen erworben und in unterschiedlichen Zusammenhängen benutzt werden oder in kombinierter (compound) Mehrsprachigkeit ausdrückt, wo sich Lern- und Verwendungsfelder überlappen. Obwohl es naheliegend ist, die Erwerbs- und Verwendungstypen mit unterschiedlichen zerebralen Organisationsmustern zu assoziieren, ist diese Unterscheidung umstritten (vgl. Grosjean 1982:240ff).

stammenden Begriffe Erstsprache, Zweitsprache, Drittsprache (L1, L2, L3) usw. geben die Reihenfolge der vom Individuum erworbenen Sprachen und die Begriffe ‚gesteuert‘ oder ‚ungesteuert‘ die Erwerbsmodalitäten an.<sup>36</sup> Reihenfolge und partiell auch die Modalitäten des Spracherwerbs sagen nichts aus über die Funktion bzw. den Status, den die Sprachen für das Individuum haben und die Kompetenz, mit der es dieselben verwendet.<sup>37</sup> Status und Kompetenz werden z.B. durch die Begriffe Muttersprache und Fremdsprache markiert.<sup>38</sup>

Kollektive Mehrsprachigkeit führte in der Forschung zu mehrfachen Versuchen ihrer Beschreibung und Modellierung. Klassischerweise wurde die Diglossie von C. Ferguson als stabile, funktionale und kollektive Mehrsprachigkeit beschrieben, wobei er diesen Begriff zunächst auf das Verhältnis zwischen Varietäten und ihre funktionale Verteilung in ein- und demselben Diasystem begrenzte.<sup>39</sup> Ausgeweitet wurde er vor allem von J. Fishman, der ihn aus dem einzelsprachlichen Zusammenhang löste und für andere, deutlich komplexere Sprachkontaktsituationen operationalisierbar machte.<sup>40</sup> So spricht man heute auch von Diglossie, wenn die in-

36 Vgl. Dietrich 1987:356 und Lüdi 1996:235. Von Zweitsprache spricht man dann, wenn diese Sprache erworben wurde, nachdem bereits der Prozess des Erstspracherwerbs begonnen hat bzw. dieser bereits abgeschlossen ist. Möglich ist auch der doppelte Erstspracherwerb, wobei sich die Forschung seit Weinreich, der sogenannte Dominanzkriterien aufstellte, darin einig ist, dass in der Regel eine der Sprachen dominant ist (vgl. Weinreich 1953:74-80, Mackey 1987:703, Lüdi 1996:235). L1- und L2-Erwerb unterscheiden sich strukturell, da die kognitive Ausgangslage und unter Umständen auch die biologischen Voraussetzungen der beiden Erwerbsprozesse verschieden sind (vgl. Dietrich 1987:356). Ungesteuert wird eine Sprache im Rahmen der Alltagskommunikation erworben, gesteuert in institutionellen Kontexten wie Schule und sonstigem Unterricht (vgl. Lüdi 1996:235).

37 Partiiell hängen natürlich Erwerbsmodalitäten und Kompetenz zusammen. Dietrich etwa geht davon aus, dass das Ergebnis durch Lehre und Unterricht vermittelter Sprache die Fremdsprachbeherrschung ist, während Zweitsprachenbeherrschung nur durch außerunterrichtliche, natürliche Sprachverwendungssituationen erreicht werden kann (vgl. Dietrich 1987:357).

38 Mit ‚Muttersprache‘ wird ein bestimmtes Verhältnis des Sprechers zu dieser Sprache, das in der Regel geprägt ist von Sprachloyalität, Identität und Kulturhaltigkeit. Muttersprach- wie Fremdsprachunterricht werden gemeinhin begleitet von kultureller Instruktion, d.h. mit der Sprache werden wesentliche kulturelle Parameter der zur Sprache gehörigen Gemeinschaft vermittelt (vgl. Dietrich 1987:354).

39 Vgl. Ferguson 1959. Diglossie beschrieb Ferguson als eine stabile Sprachsituation, in der mehrere Dialekte und Varietäten nebeneinander bestehen, wobei eine der Varietäten streng kodifiziert, oftmals grammatisch komplexer und Träger der Hochkultur ist. Diese wird als *high variety* bezeichnet, während die Varietäten für alltägliche Kommunikationszwecke in der Gesellschaft als *low variety* funktionieren (vgl. Ferguson 1959:336). Eine solche Situation findet sich etwa in der Schweiz (Schwyzertütsch/Hochdeutsch) oder auch in Brandenburg bis Mitte des 19. Jh. (Niederdeutsch/Hochdeutsch), bevor also der Sprachwechsel zum Hochdeutschen (bzw. Berlinischen) einsetzte.

40 Vgl. Fishman 1967. Die im Titel seines Aufsatzes angekündigte Wechselwirkung zwischen Mehrsprachigkeit und Diglossie führt er an Prototypen vor (vgl. Fishman 1967:29-38), und

volvierten Varietäten nicht derselben Sprache angehören, nicht dem Status von *high* und *low variety* entsprechen und die Sprachgemeinschaft keine ganzheitliche, sondern sogar von einer deutlichen Minderheitensituation gekennzeichnet ist und damit ihre Sprachverhältnisse durch möglichen Sprachwechsel oder gar Sprachtod unter Umständen weniger stabil sind.<sup>41</sup> Dieser Zusammenhang von sprachlicher (und damit auch kultureller) Minderheitensituation und Stabilität der Minderheitensprache ist abhängig von einer ganzen Reihe von Faktoren, von denen hier, da sie grundlegend für diese Arbeit sind, nur die der Identität, der Domäne und der Sprachpolitik kurz erwähnt werden sollen.

Jeder Griff ins sprachliche Repertoire ist ein identitärer Akt – spätestens seit R. Le Page und A. Tabouret-Keller ist dies Gemeinplatz der Forschung geworden.<sup>42</sup> Sprachenwahl erscheint vor diesem Hintergrund nicht als zufälliges Handeln, sondern markiert selbstgewählte Zugehörigkeit und ist somit Teil von Identitätskonstruktion.<sup>43</sup> Identität als zentrale Bezugsgröße ist existenziell für Individuen und Gruppen und wird aus konstanten wie auch veränderlichen Parametern konstruiert und immer neu ausgehandelt.<sup>44</sup> Die Arbeiten von H. Haarmann haben gezeigt, dass Sprache als eines von mehreren Kulturmustern (neben konfessioneller Bindung, Lebensstil, etc.) eine *relative* Komponente darstellt, die zwar maßgeblich an der Ausformung von Identität beteiligt ist, aber weder über konstante Priorität noch Stabilität verfügt.<sup>45</sup> Sprachverhalten und Sprachenwahl sind nicht nur das Ergebnis von Identitätsakten, sondern hängen auch, wie J. Fishman belegt, von der jeweiligen Domäne ab, die er als Cluster sozialer Situationen fasst.<sup>46</sup> Er weist nach, dass in mehrsprachigen Gemeinschaften bestimmte Domänen, die durch verschiedene Parameter (wie Status, Öffentlichkeitsgrad, Ort, Zeit, Medialität) abgrenzbar sind, mit der Wahl bestimmter Sprachen korrelieren.<sup>47</sup> So ist beispielsweise für die Domäne der Familie typischerweise die Wahl der *low variety* der diglossischen Spre-

---

so liegt die Innovation seines Beitrags in der theoretischen Abgrenzung beider Situationen (Mehrsprachigkeit und Diglossie).

41 Vgl. Lüdi 1996:237. Auf die Frage nach der Stabilität der Bilingualität wird noch in 2.1.4 zurückzukommen sein.

42 Vgl. Le Page/Tabouret-Keller 1985.

43 Vgl. Lüdi 1996:238.

44 Vgl. Mendoza-Denton 2004 und Haarmann 1996:223.

45 Vgl. Haarmann 1996:226 und Haarmann 1991.

46 Vgl. Fishman 1964 und 1965. Zur Einordnung, vgl. Clyne 1996:456.

47 Die Kategorie der Domäne, so wie Fishman sie auffasst, beinhaltet also personenorientierte und situationsorientierte Aspekte, die in Sets gemeinschaftlich geteilter Interaktionserwartungen und Normen eingebettet sind (vgl. Mioni 1987:173).

chergruppe zu erwarten.<sup>48</sup> Die Heuristik der Kategorie der Domäne besteht darin, die innerhalb der multilingualen Gemeinschaft ablaufende sprachliche Interaktion durchschaubar zu machen. Ein dritter maßgeblicher Einflussfaktor für Sprachverwendung, Sprachenwahl und Spracherhaltung in mehrsprachigen Gemeinschaften wird in der von der Gemeinschaft selbst gewählten oder von außen auferlegten Sprachpolitik erkannt. Neben dem Sprachgebrauch ist auch dies eine Form der Regulierung von Sprachwandel, die jedoch in jedem Falle intentional und von einem ideologischen Konzept unterlegt ist.<sup>49</sup> Innerhalb der Kontaktlinguistik ist die Forschung in der Regel auf die Analyse von Sprachkonflikten und sprachpolitischen Entscheidungsprozessen auf national- und suprastaatlicher Ebene konzentriert, die im Kontext von Sprachlenkungsprozessen für Minderheitensprachen und im Zusammenhang mit Kolonisation und Dekolonisation ablaufen.<sup>50</sup> N. Labrie nennt drei Kriterien, die eine in Bezug auf die Sprachverhältnisse getroffene Entscheidung zu einer sprachpolitischen Direktive machen: Es ist eine formale Entscheidung, die in einem weiter gefassten, institutionalisierten politischen Kontext gefällt wird und einer Ideologie verpflichtet ist.<sup>51</sup>

*Einsprachigkeit ist heilbar* – so der Titel einer vor gut zehn Jahren erschienenen Nummer der Zeitschrift *Sociolinguistica* über die neue Mehrsprachigkeit in Europa.<sup>52</sup> In der Tat wird Mehrsprachigkeit inzwischen, sei es in individueller oder kollektiver Ausprägung, zunehmend als Normalfall angesehen. Für die Kontaktlinguistik bedeutet das die steigende Bedeutung ihres Forschungsfeldes, das sich zusätzlich durch die aus politischen, ökologischen und ökonomischen Verwerfungen resultierenden Migrationsbewegungen ausweitet. Umso erstaunlicher ist es, dass sich dieser

---

48 Das Auftreten des entgegengesetzten Falles, die Wahl der *high variety*, die für stärker formal ausgerichtete Domänen wie ‚Arbeit‘ reserviert ist, wäre dann markiert und ein Fall metaphorischen Switchens. Klar abgrenzbare Domänen zu definieren, stößt mitunter auf Schwierigkeiten; Mioni nennt, mit Berufung auf Fishmans Untersuchungen des puertoricanischen Barrio in Jerseys, folgende: Familie, Nachbarschaft, Bildungseinrichtung, Arbeit, Religion, Verein, Ämter. Diese Domänen sind mehrfach in der Forschung spezifiziert und untersucht worden (vgl. Mioni 1987:175).

49 Vgl. Labrie 1996:827 und Glück 1979:35 f.

50 Aktuelle Sprachkonfliktsituationen in Europa sind etwa in der Auseinandersetzung um das schwindende Elsässische, in der Wiederbelebung des Walisischen und in der sprachlichen Autonomie des Katalanischen zu beobachten. Eng verbunden ist Sprachpolitik auch mit Sprachplanung, die sich, vor allem im Kontext von Dekolonisation, auf die Umsetzung konkreter sprachpolitischer Regelungen bezieht. Obwohl Versuche und Akte sprachpolitischer Regulierung mehrsprachige Konstellationen von Anfang an begleiten, mithin Sprachpolitik ein tradierter Gegenstand ist, lässt sich dennoch keine konsistente Erforschung erkennen (vgl. Labrie 1996:828).

51 Vgl. Labrie 1996:832.

52 Vgl. Nelde 1997.

Trend der Kontaktlinguistik mit ihrem modernen Methoden- und Theorieinventar wenig in der Bearbeitung der historischen Perspektive des Phänomens bemerkbar macht, waren doch die frühneuzeitlichen Gesellschaften in nicht minderem Maße polyglott, diglossisch und von sprachlicher als auch kultureller Diversität geprägt als die modernen.<sup>53</sup> Ein wesentlicher Grund für diesen Mangel mag in der Verklammerung von Sprachhistoriographie und Nationalgeschichtsschreibung liegen.<sup>54</sup> Die realen, nämlich mehrsprachigen Verhältnisse, beispielsweise im Frankreich des 18. Jh.s, kennzeichnet A. Kristol dann auch sehr treffend als „une France peu francophone“ und zeigt, dass in jener Zeit nur eine Minderheit im linguistischen Sinne frankophon und der Sprachraum von einem äußerst komplexen, multidimensionalen Sprachen- und Varietätenkontinuum geprägt war, was für die jakobinischen Sprachideologen große (sprach)politische Anstrengungen in der Implantierung der Frankophonie auf französischem Territorium bedeutete.<sup>55</sup>

Die Sprachpolitik Preußens gegenüber der polnischen Minderheit im 19. und frühen 20. Jh. behandelt H. Glück; seine Arbeit stellt eine der wenigen historischen Falluntersuchungen dar, die zu diesem Thema angefertigt wurden.<sup>56</sup> Er analysiert die Sprachengesetzgebung und sprachpolitischen Strategien für Schulen, Kirchen, Verwaltung und Rechtssprechung und stellt dar, wie der massive Zugriff staatlich gelenkter Sprachpolitik einen allgemeinen ‚Germanisierungsdruck‘ erzeugte, mit dem nicht nur ein Sprach-, sondern auch ein Kulturwechsel herbeigeführt werden sollte.

Auch die fast gleichzeitig mit dieser Arbeit abgeschlossene und zum Zeitpunkt der Drucklegung dieses Buches noch nicht erschienene Dissertation von C. Paye über die Kommunikationsverhältnisse im Königreich Westphalen von 1807-1813 nimmt die außersprachliche Dimension von Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachpolitik, Sprach- und

---

53 Weniger mit linguistischem, dafür aber stärker mit ideengeschichtlichem und interkulturellem Akzent sind folgende, in jüngerer Zeit entstandene Arbeiten zur frühneuzeitlichen Mehrsprachigkeit und Multikulturalität, die aus Tagungen und Kolloquien hervorgingen, unbedingt zu erwähnen: Kimpel 1985, Espagne/Werner 1988, Mondot et al. 1992, Lüsebrink/Reichardt 1997, Turgeon et al. 1997, Volmer 2002 und 2004, D'Aprile 2004, Tintemann/Trabant 2004, Haskins-Gonthier/Sandrier 2007.

54 Zu den politischen Konzepten von Nationalsprache, Volk und Minderheit, vgl. Maas 2008:128-161.

55 Vgl. Kristol 2007:26. Die zunehmend mehrsprachige Perspektive der französischen Sprachhistoriographie macht sich erfreulicherweise auch in neueren Sprachgeschichten bemerkbar, z.B. in Chaurand et al. 1999 und Lodge 1997.

56 Vgl. Glück 1979. Zu diesem Thema, vgl. auch Gessinger 1991. Die ideologischen Implikationen des Themas bilden ein deutliches Hintergrundrauschen in Glücks Studie, die vor allem aus der Perspektive der kritischen Sicht auf die preußische Sprachpolitik geschrieben ist.

Kommunikationspraktiken und Sprachkontakt in den Blick.<sup>57</sup> Sie zeigt, welchen zentralen Stellenwert die deutsche und französische Sprache für die Konstituierung von Fremd- und Selbstwahrnehmung in dieser politisch äußerst brisanten Konstellation einnahm und wie Sprachunterschiede und -barrieren für politische Zwecke stilisiert wurden.

Eine sprachbiographische Studie über einen prominenten Bilingualen des 18. Jh.s, den preußischen König Friedrich II., legte 2005 C. Petersilka vor, in der sie versucht, den Mythos vom hervorragend französisch sprechenden und deutsch radebrechenden König mit linguistischen Mitteln zu überprüfen und Ursachen und Ausmaß seiner Frankophonie auszuloten.<sup>58</sup> Sie kommt zu dem Schluss, dass Friedrichs deutsche Schreibsprache dialektal geprägt war, ihn aber dennoch als kompetenten Sprecher und Schreiber ausweist.<sup>59</sup> Sein Französisch charakterisiert sie als „korrekt“, aber in Morphosyntax, Lexikon und Aussprache mit „unzeitgemäßen Elementen“ versehen, was wohl mit dem Voltaireschen Verdikt des *style réfugié* konform gehen dürfte.<sup>60</sup>

In seiner Studie von 2002 dreht H. Glück die häufig gestellte Frage nach dem Erwerb des prestigereichen und zudem als lingua franca firmierenden Französisch um und fragt aus der Sicht der Erforschung des Deutschen, wie die im Deutschland zwischen Mittelalter und Barock ansässigen sprachlichen Minderheiten ihr Deutsch erwarben.<sup>61</sup> Für diese historische Perspektivierung einer modernen Fragestellung zieht er vor allem reichhaltige metasprachliche Äußerungen und Sprachlehrwerke heran. Eine der Fallstudien ist auch den Hugenotten gewidmet, deren Sprachsituation H. Glück sehr differenziert hinsichtlich Sprech- und Schreibsprache ausleuchtet und für das deutschsprachige Refuge den Sprachwechsel mit 1750

57 Vgl. Paye (im Erscheinen).

58 Vgl. Petersilka 2005. Ihre Untersuchung konzentriert sich vor allem auf pragmalinguistische Aspekte, nämlich der Rekonstruktion von Spracherwerb, Sprachverwendung und Kommunikationsgewohnheiten Friedrichs. Die linguistische Analyse im engeren Sinne beruht neben der Auswertung metasprachlicher Äußerungen auch auf der Analyse von Primärtexten, wobei außer dem Codewechsel kaum Werkzeuge der Mehrsprachigkeits- und Sprachkontaktforschung herangezogen werden. Problematisch erscheint mir die für das 18. Jh. inadäquate normative Sicht, die sich vor allem in der Einordnung orthographischer Auffälligkeiten, wie etwa im Falle der Doppelkonsonanz, als „Fehler“ äußert (vgl. Petersilka 2005:191 f.). Eine Reihe der von ihr als solche apostrophierten Graphien waren, wie Meisenburg 1996 oder Catach 2001 zeigen, zu Friedrichs Zeiten noch keineswegs fixiert. Ebenso heikel erscheint mir der etwas unhinterfragte Rückschluss von Schriftlichkeit auf Sprechsprache und das Hantieren mit Kategorien wie ‚schlechtes Deutsch‘ oder ‚Berliner Dialekt‘ (Petersilka 2005:269, 274).

59 Vgl. Petersilka 2005:274.

60 Vgl. Petersilka 2005:282. Zum *style réfugié*, vgl. 4.1 in dieser Untersuchung.

61 Vgl. Glück 2002. Zum Fremdspracherwerb Deutschsprachiger, vgl. Schröder 1980-1985 und 1987-1994. Glücks Artikel (2002b) über den Deutsch-Spracherwerb der Hugenotten basiert hauptsächlich auf seiner Monographie.

recht früh und allgemein für das deutschsprachige Refuge ansetzt.<sup>62</sup> Differenziert betrachtet er auch den Sprachwechsel hinsichtlich städtischem und ländlichem Milieu und kommt, wahrscheinlich mit Blick auf die Sprachverhältnisse im hessischen Refuge, zu dem Schluss, dass der Sprachwechselprozess in den Landkolonien länger gedauert hätte als in Stadtkolonien – eine Annahme, die in dieser Arbeit in doppeltem Sinne geprüft werden soll.<sup>63</sup> Einerseits soll hier gezeigt werden, dass für Brandenburg gerade der entgegengesetzte Fall zutrifft und andererseits, dass der Sprachwechsel einer Sprachgemeinschaft in Minderheitensituation kein verallgemeinerbares Phänomen ist, sondern von ganz bestimmten Parametern abhängt, die je nach Kontext unterschiedliche Wirksamkeit entfalten. Die Desiderate, die H. Glück in seiner Studie benennt, nämlich die Untersuchung des schulischen Deutschspracherwerbs und der Mehrsprachigkeit der Hugenotten unter kontaktlinguistischen Fragestellungen, werden in der vorliegenden Arbeit aufgegriffen.<sup>64</sup>

Als Erster hat F. Hartweg die Sprachsituation der Berliner Hugenotten aus moderner, soziolinguistischer Perspektive mit Interesse an kontaktsprachlichen Fragestellungen untersucht.<sup>65</sup> Er verweist auf die diglossische Sprachsituationen, markiert wichtige Zäsuren des Sprachwechsels und konstatiert die Unterschiede in der Dynamik des Sprachwechsels zwischen Berliner Hugenottenelite und sozialer Unterschicht. Zudem arbeitet er die Bedeutung der französischen Sprache für die Identität der

62 Vgl. Glück 2002:181. Der Materialreichtum der Studie, zusammengetragen aus unzähligen Belegen aus der Forschungsliteratur zum deutschsprachigen Refuge, ergibt eine reichhaltige Zusammenschau, birgt aber auch ein nicht unerhebliches Problem: Die Befunde aus der Sekundärliteratur, die für äußerst unterschiedlich geartete Refuges zutreffend sind, werden in der Zusammenschau oftmals stark verallgemeinert. Zum Beispiel wird, mit Blick auf die Weserfranzosen, das Datum des Sprachwechsels für das gesamte deutschsprachige Refuge extrapoliert, ohne diesen Befund mit Primärquellen aus anderen Territorien zu konfrontieren (Glück 2002:181).

63 Vgl. Glück 2002:185 und 2002b:174. Auch hier kommt der bereits oben erhobene Einwand zum Tragen: Das Urteil vom späteren Sprachwechsel auf dem Lande wird vermutlich aus Arbeiten über das hessische Refuge abgeleitet (vgl. Wolff 1990:209 f.), die solch einen Befund zulassen. Jedoch wird dieses Ergebnis auf das gesamte deutschsprachige Gebiet generalisierend übertragen und außer Acht gelassen, dass die den Sprachwechsel präformierenden Ansiedlungsbedingungen und soziokulturellen bzw. ökonomischen Verhältnisse deutliche Unterschiede aufwiesen. Zum Vergleich des hessischen mit dem brandenburgischen ländlichen Refuge unter dem Gesichtspunkt des Sprachwechsels, vgl. Böhm 2005c.

64 Vgl. Glück 2002:193.

65 Bergerfurth 1993 und Kramer 1992 beziehen sich in unterschiedlicher Weise auf Hartwegs Arbeiten. In seinem Überblickskapitel gibt Kramer allgemeine Hinweise zur Geschichte der Hugenotten und das deutsche Refuge und bildet einen aus der Literatur synthetisierten Forschungsüberblick, den er vor allem aus Marmier 1901, Lichtenthal-Milléquant 1969 und 1986, Eschmann 1989 und Hartweg 1981, 1985 bezieht. Bergerfurth benutzt das gleiche in Hartweg 1981, 1985 und 1990 präsentierte Material. Beide Studien pointieren also die Fragestellungen, fügen aber dem Forschungsstand nichts Neues hinzu.

Hugenotten heraus und rekonstruiert die sprachpolitischen Strategien seitens der Berliner hugenottischen Kirche zum Erhalt des Französischen.<sup>66</sup> Die vorliegende Arbeit knüpft direkt an seine Überlegungen an, indem das Zusammenspiel von kollektivem Gedächtnis, Identität, sprachpolitischen Strategien und Sprachverwendung bei den Hugenotten vergleichend und à la longue untersucht wird. Diese pragmalinguistische, auf die Zusammenhänge der Sprachverwendung abzielende Perspektive wird erweitert durch die Untersuchung konkreter sprachlicher Features, die Kompetenz, sprachliche Ressourcen und Anpassungsprozesse von mehrsprachigen Individuen als auch einer Schreibergruppe beleuchtet.

### 2.1.3 Sprache und Migration

Die Ursachen für individuelle oder kollektive Mehrsprachigkeit sind vielfältig.<sup>67</sup> In jüngster Zeit ist vor allem die Migration, sei es in Form von Flucht und Vertreibung oder als Exil und Arbeitsmigration, gesellschaftspolitisch relevant geworden.<sup>68</sup> Die seit Ende des 20. Jh.s zunehmende Einsicht, dass Migration, vor allem aber die damit verbundenen Prozesse wie Akkulturation und Integration, aber auch Segregation und Gettoisierung, nicht nur tagespolitische Aktualität beanspruchen, sondern eine permanente, zudem globale Herausforderung darstellen, hat maßgeblichen Anteil daran, dass sich auch die Geisteswissenschaften diesem Phänomen verstärkt annehmen. Migration als Forschungsfeld zu entdecken, ernst zu nehmen und mit den entsprechenden Methoden und Konzepten zu beschreiben und zu analysieren – das haben die Sozial- und Geschichtswissenschaften vor den Linguisten getan, obwohl Migration zuvörderst ein sprachlich wirksames Phänomen ist, das zudem historisch permanent anwesend war.<sup>69</sup>

K. und M. Middell haben vor zehn Jahren das Forschungsfeld Migration umrissen und nach kulturwissenschaftliche Paradigmen eröffnenden Impulsen gefragt. Diese sehen sie vor allem in der historischen Migrationsforschung, da erst durch den diachron angelegten Vergleich die an aktuellen Phänomenen gewonnenen Konturen von Selbst- und Fremdbildern, Wahrnehmungs- und Verhaltensformen und Bewältigungsversuchen

66 Vgl. Hartweg 1981, 1985, 1985b, 1990, 2005.

67 Vgl. Lüdi 1996:234, 237 nennt: geographische Mobilität Einzelner, Leben in Sprachgrenzregionen oder sprachlich heterogenen Gebieten, bilinguales Heiraten, soziale Mobilität und militärische Expansion, Handelsbeziehungen, Migration, u.a.

68 Eine Übersicht über die Typen neuzeitlicher Migration, vgl. Ehlich 1996.

69 Vgl. dazu auch Middell/Middel 1998:7 und Erfurt 2003:8.

von Migration schärfen.<sup>70</sup> Die Frühe Neuzeit mit ihren konfessionell bedingten Massenwanderungen stellt sich nach Middel/Middel als besonders lohnendes Feld der historischen Migrationsforschung dar.<sup>71</sup> Für die Forschungsperspektive formulieren sie zwei wesentliche Forderungen: Erstens den Blick aus einzelnen Fachgebieten durch disziplinübergreifende Bearbeitung des Themas zu erweitern und zweitens in der konzeptuellen Herangehensweise das ‚nationale‘ durch das ‚kulturelle Paradigma‘ zu ersetzen. Denn das ‚nationale Paradigma‘ der sich auf Demographie, Quantifizierung und Statistik richtenden sozialwissenschaftlichen Untersuchungen ist auf nationale, immigrationspolitische Strategien abgestellt. Notwendig sind aber Analyseverfahren des ‚kulturellen Paradigmas‘, das Erkenntnisse über Wahrnehmungsmuster, Identifikationsformationen und Interaktionsformen liefert.<sup>72</sup>

Seit einigen wenigen Jahren nimmt sich nun auch die Linguistik der Migration an und bemüht sich verstärkt um die Analyse migrationsbedingter sprachlicher Phänomene. Dabei sind sprachliche und psychosoziale Prozesse, die bei den Migranten im Aufnahmeland zu beobachten sind, von besonderem Interesse.

In seiner Studie *Sprache und Sprachen in der Migrationsgesellschaft*, die kurz vor Drucklegung dieser Arbeit erschienen ist, reflektiert und analysiert U. Maas Formen mehrsprachiger Praxis und legt den Schwerpunkt auf die schriftkulturelle Dimension.<sup>73</sup> Sprache versteht Maas hier als Ressource, die unterschiedlich ausgebaute Formen haben kann und nicht monolithisch ist, sondern ein dynamisches System. Vor diesem Hintergrund prüft Maas die im Falle von Mehrsprachigkeit auftretende Phänomene wie Co-

---

70 Als Forschungsverbünde nennen sie den Stuttgarter Arbeitskreis Historische Migrationsforschung, der Migrationen aller Epochen, allerdings mit starker osteuropäischer Orientierung, in den Blick nimmt und das in Osnabrück beheimatete IMIS (Institut für Migrationsforschung und interkulturelle Studien), das sich allerdings auf Migration seit dem 19. Jh. konzentriert. Aufgrund des Ausmaßes an Wanderungsbewegungen stellen sie die Frühe Neuzeit besonders heraus (vgl. Middel/Middel 1998:9).

71 Vgl. Middel/Middel 1998:10. Aus drei Gründen plädieren die Autoren dafür, Phänomene frühneuzeitlicher Migration stärker zu erforschen: Erstens erlaubt die Abgrenzbarkeit des Untersuchungsgebietes die Untersuchung langfristig ablaufender Prozesse, z.B. von Identitätsformationen. Zweitens lässt sich durch Vergleich von Migrationsraten und ihrer Zuordnung das ‚Neue‘ der gegenwärtigen Prozesse besser erkennen. Und drittens tritt der Bruch zwischen kulturell bestimmter und nationalstaatlicher Migrationspolitik deutlicher hervor (vgl. Middel/Middel 1998:12). Sie führen anhand der gut erforschten Migrantengruppe der Hugenotten aus, welche historischen, politischen, soziokulturellen, psychosozialen und ökonomischen Parameter einen Neuanfang im Aufnahmeland und den Akkulturations- und Integrationsprozess ‚erfolgreich‘ verlaufen lassen (vgl. Middel/Middel 1998:14-17). Zur religiösen Migration in der Frühen Neuzeit anhand der Täuferbewegung und ihre sprachlichen Implikationen, vgl. Raith 1996.

72 Vgl. Middel/Middel 1998:7 und 22.

73 Vgl. Maas 2008.

dewechsel, Crossing, Mischungen und Transfer als zur Verfügung stehende Strategien und Möglichkeiten, jeweils unterschiedliche Anforderungen von mündlicher, vor allem aber schriftlicher Kommunikation zu bewältigen.<sup>74</sup> Der Ansatz, die Konsequenzen der Migrationsgesellschaft, nämlich Mehrsprachigkeit und Diversität, als Ressource zu verstehen, ist nicht unumstritten. Denn die These, dass Mehrsprachigkeit Vorteile in Schule und Arbeitsmarkt bringt und ethnische Bindungen von Migranten und hybride Kulturen keine Hindernisse für Integration, sondern ein besonderes Kapital darstellen, wird von der Soziologie neuerdings bezweifelt.<sup>75</sup> H. Esser kam in einer Literaturstudie über empirische Untersuchungen zum Zusammenhang von Mehrsprachigkeit und schulischen Leistungen bzw. Erfolgen am Arbeitsmarkt zu dem Schluss, dass sich mit Zweisprachigkeit keinerlei schulische oder Arbeitsmarkteffekte erzielen lassen und deshalb Assimilation die erfolgreichste Strategie sei. Inzwischen hat sich darüber eine Debatte entsponnen.<sup>76</sup>

E. Gugenberger versucht eine Antwort auf die Frage nach der Dynamik des Sprachwechsels der Migranten im Aufnahmeland. Sie benennt soziale, psychische, soziolinguistische, sprachpolitische und sprachstrukturelle Faktoren, die ihrer Ansicht nach Sprachwechsel beeinflussen.<sup>77</sup> Sie plädiert dafür, vor allem verstärkt psychologische Ansätze mit einzubeziehen.<sup>78</sup> Untersuchungen von Sprachkontakt im Migrationskontext haben gezeigt, dass die spezifische Situation von Migranten eher dazu tendiert, die gruppenidentitätsbezogene Rolle von Sprache zu stärken und die Sprache zu einem der wichtigsten Identitätsmerkmale gegenüber der Mehrheitsgesellschaft zu machen.<sup>79</sup> Nach J. Erfurt finden an Migration geknüpfte, rezente Mischungsprozesse vor allem im urbanen Milieu statt und finden ihren sprachlichen Niederschlag in diversen, von ihm unter der Bezeichnung „Multisprech“ zusammengefassten Sprachphänomenen wie etwa dem Türkendeutschen, Russendeutschen, Chiac oder Nouchi. „Multisprech“ verweist als Begriff dabei zum einen darauf, dass es sich um Crossing mehrerer Sprachen und Varietäten handelt und zum anderen auf

74 Vgl. Maas 2008:86-112, 438-503.

75 Vgl. Esser 2006.

76 Vgl. Gogolin/Neumann 2009.

77 Vgl. Gugenberger 44-58. Sie nennt unter anderem Nähe/Distanz der involvierten Sprachen, Prestige/Stigma der Sprache im Aufnahmeland, Funktion der Sprache, Größe/Kohäsion der Migrantengruppe, Länge des Aufenthalts, Migrationsalter, Identität der Migranten, Sprachpolitik, u.a. Einige dieser Faktoren führt auch Lüdi in seinem Problemaufriss über Migration und Mehrsprachigkeit auf, in dem er auf einen Paradigmenwechsel in der Forschung von der Untersuchung von Gruppen hin zu Individuen verweist (vgl. Lüdi 1996b:232).

78 Vgl. Gugenberger 2003:44.

79 Vgl. Ehlich 1996:189.

die meist der konzeptionellen Mündlichkeit zugehörige Realisierung.<sup>80</sup> „Multisprech“ ist ein Begriff, der ein konzeptuelles Dach für ähnlich strukturierte, sprachliche Phänomene bietet; sein kulturanthropologisch-mentalpsychologisches Äquivalent findet er am ehesten im Begriff „Hybridität“, der recht disparate Zustands- und Prozessbeschreibungen wie *métissage*, *créolité*, *transculturalité* u.a. vereint.<sup>81</sup> J. Erfurt stellt die Frage nach methodologischem und konzeptuellem Werkzeug der Sprachwissenschaft, nicht nur hinsichtlich der rein sprachlichen Beschreibung, sondern auch ihrer symbolischen Dimension im Sinne einer kommunikativen Praxis und plädiert für eine „Perspektivumkehrung“ hinsichtlich der Bewertung von *mixing*.<sup>82</sup> An dieser Stelle empfiehlt es sich, noch einmal auf die jüngst von P. Kerswill und P. Trudgill modellierten Prozesse zur Herausbildung von „new dialects“ zu verweisen, die die Autoren ausdrücklich als durch Migration verursachte Mischungsprozesse multipler Varietäten in „new towns“ fassen – als Erklärung für die Sprachpraxis und okkasionellen Kommunikationsformen dienen diese Ansätze allerdings nicht.<sup>83</sup>

Die im Zusammenhang mit Migration stehenden Fragen finden sich wieder in der theoretischen Ausgestaltung einer jüngst proklamierten „Migrationslinguistik“.<sup>84</sup> Angesichts der interdisziplinär verfassten Kontaktlinguistik und der allseits erhobenen Forderung nach Interdisziplinarität muss sie sich natürlich die Frage nach ihrer Berechtigung und Legitimität gefallen lassen. So dürften Erfolg und Zukunft der neuen Disziplin ganz entscheidend davon abhängen, ob sie in der Lage ist, die bislang in der Kontaktlinguistik verorteten Konzepte und Ansätze migrationsspezifisch zu fokussieren und weiterzuentwickeln. Was nun die diachrone Perspektive angeht, lassen die bislang erkennbaren Konturen der Migrationslinguistik kein explizites Interesse an diachronen Vergleichsmöglichkeiten erkennen. Während sich in den Historischen Wissenschaften in Sachen Migration die diachrone Sicht auf die Dinge fest etabliert hat, ist in der Linguistik die historische Beschreibung und Erforschung des Gegenstandes also nach wie vor die Ausnahme und nicht die Regel.

80 Vgl. Erfurt 2003:6, 9 und Erfurt 2005.

81 Vgl. Erfurt 2003:20-25 und Hofmann et al. 2003. Zum Begriff *créolité* und *métissage*, vgl. Turgeon et al. 1996. Bernabé et al. 1989 proklamieren die Alterität der karibischen Literatur zur französischen. Confiant et al. 2002 diskutieren die neuen Ansätze *créolité*, *métissage* und *hybridation*. Zum Konzept der Hybridkultur, vgl. Canclini 1990. Dion/Lüsebrink/Riesz versammeln ca. 30 Aufsätze zum frankophonen Schreiben in multikulturellen und mehrsprachigen Kontexten.

82 Vgl. Erfurt 2003:22 f.

83 Vgl. Kerswill/Trudgill 2005, Kerswill 2004.

84 Vgl. Krefeld 2004, Gugenberger 2003 und Gugenberger (in Vorbereitung).

### 2.1.4 Sprachwechsel

U. Weinreich fasste unter *language shift* den Wechsel im habituellen Gebrauch einer Sprache zu einer anderen und plädierte dafür, die den Sprachwechsel begleitenden sozialen Aspekte als Phänomen des Sprachkontakts zu untersuchen.<sup>85</sup> In der Folge entstand eine ganze Reihe von Falluntersuchungen, wobei in den 80er Jahren des 20. Jh.s einige Arbeiten mit Labovschen Instrumentarien aus Variations- und Soziolinguistik an Sprachwechselpänomene herangingen.<sup>86</sup>

S. Gal untersuchte in den 1970er Jahren den Sprachwechsel vom Ungarischen zum Deutschen in der ursprünglich agrarisch geprägten ostösterreichischen Stadt Oberwart (Felsőőr).<sup>87</sup> In Oberwart, das seit dem Ersten Weltkrieg zum österreichischen Territorium gehört, sprachen 1920 noch drei Viertel der Bevölkerung Ungarisch, das in allen Domänen und Funktionen verwendet wurde. 1971 war es nur noch bei einem Viertel der Sprecher in Gebrauch.<sup>88</sup> Gal konnte zeigen, wie sich der Status und die Funktion der involvierten Sprachen veränderte: Das Deutsche, zunächst ausschließlich in der Kommunikation mit Fremden benutzt, wurde zur Sprache mit hohem Status, symbolisierte ökonomischen Erfolg und modernen (nicht-bäurischen) Lebensstil.<sup>89</sup> Das Ungarische, einst in allen Domänen verwendete Sprache, wurde dann zur „*language of solidarity*“ und markierte schließlich die Zugehörigkeit zum (stigmatisierten) bäurischen Milieu.<sup>90</sup>

Hochinteressante Aufschlüsse lieferte auch die vergleichende Studie von E. Mertz über den Wechsel vom Gälischen zum Englischen am Kap

85 Vgl. Weinreich 1953:68.

86 Als Übersicht internationaler Fallstudien und Zusammenfassung des Forschungsstandes zum Sprachwechsel, vgl. Appel/Muysken 1987.

87 Vgl. Gal 1978 und 1979.

88 Vgl. Gal 1978:3.

89 Untersuchungen zum Wandel der Einstellung gegenüber dem deutschen Dialekt und der deutschen Standardsprache bei Angehörigen der deutschen Minderheit in Ungarn zeigen ein ganz anderes Ergebnis: Auch in dieser Gemeinschaft hat seit der Nachkriegszeit ein Einstellungswandel stattgefunden, allerdings in die andere Richtung: Obwohl klare Abbauendenzen des deutschen Dialekts (und deutlich geringere Aufbauendenzen der deutschen Standardsprache) vor allem bei der jüngeren Generation feststellbar sind, wird der einst stigmatisierte deutsche Dialekt, sowohl von der deutschen Minderheit als auch von der ungarischen Mehrheit, zunehmend positiv bewertet (vgl. Deminger 2004:113).

90 Vgl. Gal 1979 und Gal 1996:588. Die von Gal erhobenen Interviewdaten zur Funktionsverteilung der beiden Sprachen und zum altersabhängigen Sprachgebrauch zeigen, dass das Ungarische altersübergreifend allein im religiösen Bereich (v.a. im Gebet) gebraucht wird. Das Deutsche besetzt fast ausschließlich (außer bei einigen Gewährspersonen über 58 Jahre) die Domäne des Arztbesuches. Die jüngste Generation (14-20 Jahre) gebraucht zu 71% das Deutsche. Die Sprachwahl ist zudem adressatenspezifisch, denn beispielsweise sprechen fast alle Gewährspersonen über 15 Jahren mit ihren Großeltern ungarisch.

Breton (Kanada). Sie wählte komplett gegensätzlich strukturierte Ortspunkte aus: Mabou an der Westküste und die Gegend um das Wreck Cove an der Nordküste.<sup>91</sup> Sowohl hinsichtlich der Zeitlichkeit des Sprachwechsels als auch seines Szenarios stellte Mertz keine Unterschiede fest: Für 130 Jahre, also bis in die 1930er und 1940er Jahre, blieb an beiden Orten Gälisch und Englisch bestehen, dann erfolgte der *language tip*, und in beiden Gegenden fand keine Weitergabe des rezessiven Gälischen mehr statt, so dass sich um 1980 kein Sprecher mehr fand, der Gälisch fließend beherrschte.<sup>92</sup> Grund dafür war die Ablehnung des Gälischen sowohl als Distanz- als auch als Nähesprache innerhalb der Sprachgemeinschaft – aus der Annahme heraus, dass sich das Gälische negativ auf das Erlernen des Englischen auswirke.<sup>93</sup>

Beide Studien zeigen exemplarisch das, was andere Arbeiten bestätigen: Sprachwechsel ist ein komplexer Prozess, der generell darin besteht, dass innerhalb eines beobachteten Zeitraums immer mehr Sprecher einer mehrsprachigen Gemeinschaft in immer zahlreicheren Situationen statt der bislang dominanten Sprache A zunehmend die Sprache B benutzen.<sup>94</sup> Einem Sprachwechsel geht demnach immer zwingend ein Stadium der Mehrsprachigkeit voraus, in dem für die involvierten Sprachen bestimmte Funktionen und Domänen ihrer Verwendung, unter Umständen mit diglossischer Struktur, ausgebildet werden. Funktions- und Domänenaufteilung bleiben aber nicht dauerhaft bestehen: Der Sprachwechsel nähert sich seinem Ende in dem Maße, wie die Sprecher die Domänen und Funktionen für Sprache A beschränken bzw. für Sprache B ausbauen.<sup>95</sup>

91 Vgl. Mertz 1989. Während Mabou als Geschäftszentrum der Westküste über eine vielseitige Ökonomie, Häfen und eine Bahnlinie verfügt, im 19. Jh. bereits eine Schule hatte und seit 1790 sowohl von englischsprechenden Katholiken als auch gälischsprechenden Presbyterianern besiedelt ist, liegt die Nordküste sehr isoliert und die nur gälischsprechenden Presbyterianer leben einzig vom Fischfang und gründeten erst sehr spät eine Schule (vgl. Mertz 1989:105).

92 Vgl. Mertz 1989:105 ff.

93 Vgl. Mertz 1989:108 ff. Da das Englische zunehmend bedeutender wurde und die Eltern mit dieser Sprache eine abgesicherte Zukunft ihrer Kinder assoziierten und eine L1 Gälisch als hinderlich für die Ausbildung einer L2 Englisch hielten, wurde das Gälische nicht mehr vermittelt.

94 Vgl. Gal 1996:586.

95 Mit dem Vollzug von Sprachwechsel werden oftmals Konzepte wie Sprachtod (*language death*), Sprachverfall (*language decline*) und gefährdete Sprachen (*endangered languages*) assoziiert (vgl. Dressler 1988). So suggestiv solche organisistischen Metaphern auch sind, lassen sie jedoch die eigentlichen Akteure, die den Sprachgebrauch steuern, die Sprecher und Schreiber, im Dunkeln. Oftmals gehen sie einher mit dem rückwärtsgewandten Blick auf den einstmalig ‚gesunden‘ Zustand der betroffenen Sprachen. Neuere Forschungen legen den Schwerpunkt auf die Beschreibung der dem Sprachwechselprozess zugrunde liegenden sozialen und symbolischen Prozesse und der dadurch ausgelösten strukturellen Veränderungen der involvierten Sprachen (Gal 1996:587).

Die Untersuchungen von Gal und Mertz dokumentieren den sprachlichen Zustand einer sich in finaler Phase des Sprachwechsels befindlichen Sprachgemeinschaft.<sup>96</sup>

Beide Studien werfen die bereits im vorangegangenen Kapitel erwähnte Frage, welche Faktoren Sprachwechsel begünstigen oder retardieren, erneut auf und zeigen, dass sich darauf keine generelle Antwort geben lässt, sondern im Extremfalle sogar alle äußerlichen Faktoren von den Sprechern selbst außer Kraft gesetzt werden. Wie Mertz gezeigt hat, ist Sprachwechsel kein Phänomen, das von Außen über die Sprecher hereinbricht. Sie interpretiert Sprachwechsel als von den Sprechern selbst aktiv und bewusst gestalteten Prozess.<sup>97</sup> S. Gal ist zuzustimmen, wenn sie schreibt, dass die Generierung weiterer, noch komplexerer Kombinationen aus zahllosen Faktoren auch nicht dazu führen wird, das Phänomen des Sprachwechsels abschließend und generell modellieren zu können.<sup>98</sup> In den von Fall zu Fall differierenden Kontexten und Zusammenhängen von Sprachwechsel wirken verschiedene Faktoren unterschiedlich stark; es kommt also darauf an, die jeweiligen, den Sprachwechsel maßgeblich beeinflussenden Faktoren für jeden konkreten Fall herauszuarbeiten.

Was in der Definition Weinreichs und in gewisser Weise auch den vorgestellten Studien fehlt, ist die zeitliche Perspektivierung des Sprachwechselprozesses. Weinreich lässt in seiner Definition keine zeitliche Strukturierung erkennen, und Gal und Mertz dokumentieren mit ihren Studien einen ‚language shift in progress‘, der vor den Augen der Forscherinnen abläuft und dessen Anfang und Ende sie extrapolieren. Statt statisch-deskriptiver Methoden braucht es Longitudinalstudien, die vollständig den prozessualen, zeitlichen Charakter des Phänomens zu beschreiben in der Lage sind. In der Regel wird in der Forschung Sprachwechsel als Übergangsphase von zwei bis drei Generationen modelliert.<sup>99</sup>

96 Die Gewährspersonen in Oberwart geben lediglich eine Domäne an (das Gebet), in der noch ausschließlich und altersübergreifend das Ungarische gebraucht wird. Am Kap Breton liegt der Anteil der Englisch-Einsprachigen im Alter von 40 bis 49 bei 73%, der 30-39-jährigen bei 93% und die der 10-19-jährigen bei 95% (vgl. Mertz 1989:107).

97 Vgl. Mertz 1989:114. Gegen diese allzu deutliche Entkräftung jeglicher sozialer Einflüsse soll hier eingewendet werden, dass die Faktoren Prestige/Stigma und Sprachpolitik im Falle der Gälischsprecher am Kap Breton erheblich auf das Sprachhandeln eingewirkt haben dürften.

98 Sie plädiert stattdessen für eine verstärkte Bearbeitung der Frage, wie Sprachwechsel von den Sprechern wahrgenommen wird, ihre Sprachbewertung davon affiziert und ihr Sprachbewusstsein verändert wird, was (wie im Falle von Manx oder auch Bretonisch) unter Umständen sogar zu Reallokutionen führt (vgl. Gal 1996:588). Kloss 1966 erarbeitet einen Katalog von 15 Faktoren, dennoch werden immer wieder die vorgelegten Beschreibungs- und Modellierungsversuche als ‚unzureichend‘ kritisiert (vgl. Gugenberger 2003:43).

99 Die erwähnten Studien von Gal und Mertz, die vor allem auf Interviews und Sprachaufnahmen basieren, erfassen drei Generationen. Trudgill 1986:107, Kerswill 2004 und Kers-

Auch die zum Sprachwechsel der Hugenotten vorliegenden Überlegungen gehen vom 3-Generationen-Modell aus.<sup>100</sup> Spätestens, wenn man den Sprachwechsel hinsichtlich Sprech- und Schreibsprachwechsel differenziert, wird das 3-Generationen-Modell obsolet, denn die Dynamik des Sprachwechsels in Mündlichkeit und Schriftlichkeit dürfte sich grundsätzlich verschieden gestalten. In der vorliegenden Arbeit wird Sprachwechsel der Hugenotten als *longue-durée-Phänomen* beschrieben und demonstriert, dass er je nach Domäne, nach soziokulturellen und lokalen Bedingungen, nach Medialität (gesprochen/geschrieben) unterschiedlich lange dauerte.

Auf die oben erwähnten Fallstudien, aber auch auf die Forschung generell trifft zu, dass sie Sprachwechsel als über eine *bilinguale* Phase laufendes Übergangsphänomen definieren, dessen Ausgangspunkt die *monolinguale* Phase mit Sprache A eines Sprechers oder einer Sprachgemeinschaft bildet und das wiederum in eine monolinguale Phase der Sprache B mündet.<sup>101</sup> Insofern ergibt sich folgendes Modell:

---

will/Trudgill 2005 modellieren die Entstehung migrationsbedingter Koinés ebenfalls anhand der Sprachprozesse von drei Generationen. Auch die Falluntersuchungen der ‚Klassiker‘ wie Fishman 1964, die meist Sprachwechselprozesse von sprachlichen Minderheiten in den USA untersuchen, arbeiten mit dem 3-Generationen-Modell, das übrigens auch im Lemma ‚Sprachwechsel‘ Eingang ins *Metzler Lexikon Sprache* fand (Glück 2000:675). Die Konzentration auf das 3-Generationen-Modell ist m.E. durch den relativ schnell ablaufenden Sprachwechselprozess im Migrationskontext begründet. Dennoch sind migrationsbedingte, langwierige oder noch ‚unentschiedene‘ Sprachwechselprozesse (wie das Pennsylvania Dutch der Amish, das Judenspanisch der Sepharden oder das West- und Ostjiddische usw.) damit nicht zu beschreiben. Auch U. Maas äußert sich zum 3-Generationen-Modell, allerdings nicht im Zusammenhang mit Sprachwechsel, sondern im Kontext von Akkulturation und Integrationsverläufen. Die erste Generation macht in der Diaspora Kompromisse mit den habitualisierten Lebensgewohnheiten und eignet sich eine „Überlebensvarietät“ der Mehrheitssprache an. Die zweite Generation wächst unter den landesspezifischen Bedingungen auf, habitualisiert die Umgangssprache des Landes und partizipiert an deren Ausbau in der Schule. Die dritte Generation ist dem Diaspora-Konflikt gegenüber weitgehend enthoben. Maas betont, dass der zeitliche Verlauf dieses Generations-Schema anders, zumindest zeitlich sehr verzögert strukturiert sein kann (vgl. Maas 2008:554 f.)

100 Vgl. Hartweg 1981, 1985, 1990 und 2005, Glück 2002 und 200b, Kramer 1992, Eschmann 1989 und Bergerfurth 1993. Der Historiker Asche, der den Sprachwechsel als „sprachliche Assimilation“ konzipiert, hantiert nicht mit dem Generationenmodell, sondern mutmaßt, dass der Sprachwechsel als Übernahme einzelner Begriffe begann und in der „Verlernung des Französischen bzw. mit dem „Verlust der französischen Sprachfähigkeit“ endete. Eine solche Perspektive simplifiziert nicht nur den Sprachwechselprozess, sondern verkennt auch seine Struktur (vgl. Asche 2006:583-602).

101 Vgl. etwa Mertz 1989:106, die von „fluent Gaelic/English bilinguals“, „English monolinguals“, „Gaelic monolingual“ schreibt oder Gal 1978:6, die von „German“, „Hungarian“, „both, German and Hungarian“ ausgeht. Auch Glück 2000:675 bedient sich dieses Paradigmas, wenn er von „transitorischem Bilingualismus“ spricht. Im Gegensatz dazu gibt Gugenberger zu bedenken, dass diese Sicht eine „Vereinfachung der Kontaktsituation enthält“ und weist darauf hin, dass unter Umständen zwei Sprachen oder Sprachvarietäten im Kontakt stehen (vgl. Gugenberger 2003:42). Erfurt 2003:24 kritisiert im Rahmen der

*Einsprachigkeit* → *Zweispachigkeit* → *Einsprachigkeit*

Dieses Modell verdeckt nicht nur die Komplexität eines jeden Sprachwechsels, sondern auch die linguistisch tatsächlich hochinteressanten Phänomene, die Sprachwechselprozesse begleiten. Auf den konkreten Gegenstand der hier vorliegenden Arbeit angewendet, ist anzumerken, dass die nach Brandenburg einwandernden Hugenotten in der Anfangsphase alles andere als einsprachig waren. Sie brachten ihre Sprechsprachen mit, die von *patois*, regionalen Umgangssprachen bis zu vernakulären Stadtsprachen reichten und nicht selten im diglossischen Spannungsverhältnis zur geschriebenen, französischen Kultsprache standen. Auch die Endphase des Sprachwechsels, die deutsche Einsprachigkeit, ist reine Fiktion. Auf Brandenburgs plattem Lande sprach man Plattdeutsch, man schrieb aber, soweit man literarisiert war, hochdeutsch und befand sich folglich in einer medialen diglossischen Situation. In den Städten, zumal in Berlin, sah das anders aus, dort bildeten sich Stadtsprachen heraus, wobei das Berlinische das Ergebnis der obersächsischen Überformung eines niederdeutschen Substrats ist.<sup>102</sup> Das macht deutlich, dass es sich bei der Ausgangs- und Endsituation um disparate, heterogene und in mehrfacher Hinsicht mehrsprachige Sprachverhältnisse handelt, die den Rahmen für den hugenottischen Sprachwechsel bildeten.

Die linguistisch interessanten Stadien beim Sprachwechsel sind weder Ausgangs- noch Endphase, denn diese sind, zumindest im Falle der Hugenotten, durch schriftliche Quellen recht gut zugänglich. Schwerer zu fassen und zu beschreiben sind die Übergänge – also das, was zwischen den Stadien stattfindet. Welche Indizien gibt es auf der sprachlichen Ebene für einen sich vollziehenden Sprachwechsel? Welche sprachlichen Phänomene kündigen ihn an, bevor er manifest wird?<sup>103</sup> An diese Fragen knüpft diese Arbeit mit einer transgenerationellen Beobachtung graphematischer und orthographischer Features an und versucht, daraus allgemeinere Prozesse zu modellieren. Sprachwechsel ist ein komplexes Phänomen, das nicht in grob verallgemeinernden und simplifizierenden Schemata dargestellt werden kann.

---

sprachlichen Hybridisierung generell die Vorstellung, „nach der Bilinguismus oder Mehrsprachigkeit als zwei- oder mehrfache Einsprachigkeit konstruiert wird“.

102 Vgl. Lasch 1926, Schildt/Schmidt 1986 und Gessinger 2003.

103 In der Forschung werden als Argument für die ‚Instabilität‘ der mehrsprachigen Übergangsphase und als Begleitphänomene von Sprachwechselprozessen einseitige Entlehnungen aus der dominierenden in die rezessive Sprache, phonologische Defizite im Sprechspracherwerb der Minderheitensprache („Akzent“) und mangelnde Produktivität in der Wortbildung genannt (vgl. Dressler 1988:1552 f.).

## 2.2 Ansätze der Historischen Soziolinguistik

### 2.2.1 Mündlichkeit und Schriftlichkeit

Lange Zeit beschränkte sich die Sprachwissenschaft darauf, Sprache entlang der Schriftsprache zu untersuchen. Dabei beschrieben die Sprachhistoriker in diachroner Sicht vor allem die Entwicklung der *geschriebenen* Sprache.<sup>104</sup> Dies lässt sich aus dem Einfluss der Schriftsprache als Impuls für Ausgleichs- und Standardisierungsprozesse und damit auf die Ausbildung der deutschen Hochsprache herleiten.<sup>105</sup> Die Ungleichgewichtigkeit in der diachronen Erforschung begründet sich aber auch aus der raumzeitlichen Begrenzung der gesprochenen Sprache, die für historische Arbeiten nur schwer zugänglich ist und somit das in jeder historischen Arbeit über gesprochene Sprache beklagte *problem of evidence*<sup>106</sup> birgt.

Bis ins frühe 19. Jh. untersuchte man gesprochene und geschriebene Sprache undifferenziert, danach dominierte die Trennung von *Sprache* und *Schrift*, wobei Letzteres als reine Darstellung von Ersterem gefasst wurde. Jedoch erfolgte die Beschreibung des Sprachsystems de facto anhand der geschriebenen Sprache – außer in Untersuchungen zur Formseite, wie etwa in Phonologie und Dialektologie, wo man sich an die gesprochene Sprache hielt.<sup>107</sup>

Die Einsicht, dass die Sprache jeweils in einer mündlichen und schriftlichen Ausprägung vorliegt und beide Existenzweisen adäquate Forschungsobjekte abgeben, wurde durch den Perspektivenwechsel der „kommunikativ-pragmatische Wende“ ab den 1960er Jahren entscheidend befördert. Sie sedimentierte sich in der Ausbildung neuer Teildisziplinen der Linguistik, wie etwa der Varietätenlinguistik, die sich inzwischen auch in einer historischen Variante etabliert hat. Für die Sprachgeschichte war die Verschiebung des linguistischen Forschungsinteresses verbunden mit einer für die Untersuchung von Mündlichkeit nicht unwesentlichen Hin-

---

104 Was für die Sprachgeschichte gilt, lässt sich verallgemeinern: Auch bei der Beschreibung komplexer Sprachebenen war die geschriebene Sprache das Forschungsobjekt (vgl. Nerius 1987:836).

105 Vgl. Nerius 1987:833 und Elspaß 2005:24.

106 Vgl. Lodge 1999:52. Jüngst hat H. Simon auf dieses methodische Problem aufmerksam gemacht und die Frage gestellt, welche Quellen sich zur Rekonstruktion von Mündlichkeit in historisch vorgängigen Epochen anbieten. Er zeigt, dass die dialogischen Teile frühneuzeitlicher Sprachlehrwerke mit ihrer simulierten Mündlichkeit einen Eindruck von realer Mündlichkeit und Nähesprache geben (vgl. Simon 2006).

107 Vgl. Nerius 1987:839 f.

wendung zur Sprachgebrauchsgeschichte, die sich auch in einem Interesse an der Alltagssprachlichkeit ausdrückt.<sup>108</sup>

Ein theoretischer Ansatz, der viele nachfolgende Überlegungen zu Mündlichkeit und Schriftlichkeit philologie-übergreifend befruchtete, stammt von P. Koch und W. Oesterreicher. Sie setzten gesprochene und geschriebene Sprache in Beziehung zu den Polen *Sprache der Nähe* und *Sprache der Distanz*.<sup>109</sup> Die Realisierung eines Textes (*phonisch* versus *graphisch*) von Texten betrachten sie getrennt von der Konzeptualität eines Textes (*mündlich, Nähesprache* versus *schriftlich, Distanzsprache*).<sup>110</sup> Versprachlichungsstrategien von Sprechern und Schreibern lassen sich so in ein Kontinuum von kommunikativer Nähe und Distanz einordnen – ein Theorieansatz, der in dieser Arbeit genutzt wird, um zu überprüfen, ob Sprachenwahl und Sprachwechsel von der Konzeptualität sprachlicher Äußerungen affiziert ist.

Seit jüngerer Zeit erschienen einige, die vorliegende Untersuchung anregende, historisch orientierte Arbeiten zur Wechselbeziehung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit in Frankreich und Deutschland der Frühen Neuzeit und beginnenden Moderne. Für die schriftsprachliche Dimension sind eine Reihe von Arbeiten zu nennen, die die Standardisierung des französischen Schriftsystems und die Fixierung der französischen Orthographie thematisieren. T. Meisenburg zeichnet in ihrer Habilitationsschrift die Entwicklung der romanischen Schriftsysteme nach, dokumentiert die Herausbildung der Beziehungen zwischen Phonie und Graphie und interpretiert die Strömungen der *ancienne orthographe* und der *orthographe nouvelle* im 16. Jh. vor dem Hintergrund der dort debattierten Schreibprinzipien.<sup>111</sup> Die Arbeiten von N. Catach, L. Biedermann-Pasque und S. Baddeley analysieren schwerpunktmäßig die französische Orthographie des 16. bis 18. Jh.s und arbeiten die enorme Einflussnahme von Grammatikern, Druckern und Reformatoren auf die Ausbildung orthographischer Doktrinen heraus.<sup>112</sup> An diese Arbeiten knüpft die hier vorliegende direkt an, indem die Veränderungen im französischen Schreibusus hugenottischer Schreiber *à la longue* vor dem Hintergrund der in Frankreich vollzogenen orthographischen Modernisierungsprozesse interpretiert werden.

108 Vgl. Elspaß 2005:27-35. Damit war auch eine Neubewertung des Verhältnisses zwischen gesprochener und geschriebener Sprache verbunden, das in der Regel als ein komplementäres beschrieben wird. Beide Existenzformen unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Funktionalität, ihrer Anwendungsbereiche und in den Bedingungen ihrer Produktion und Rezeption und werden als relativ eigenständige Größen angesehen (vgl. Nerius 1987:832, 834 f.).

109 Vgl. Koch/Oesterreicher 1985.

110 Zur Heuristik des Modells für sprachhistorische Untersuchungen, vgl. Elspaß 2005:25 ff.

111 Vgl. Meisenburg 1996.

112 Vgl. Catach 1968 und 2001, Biedermann-Pasques 1992 und Baddeley 1993.

Eine Reihe von kürzlich erschienenen Arbeiten kreisen um das Wechselverhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Um dieses Verhältnis konzentrieren sich die Arbeiten von A. Lodge, der die französische Sprachgeschichte entlang dem Spannungsverhältnis von gesprochenen und geschriebenen Vernakularen und der Entwicklung hin zur Standardisierung einer Varietät als gesprochene und geschriebene Hochsprache beschreibt.<sup>113</sup> Das Nebeneinander von spontan-sprechsprachlichen und konventionell-schriftsprachlichen Elementen im geschriebenen Alltagsdeutsch identifiziert S. Elspaß als ein Charakteristikum geschriebener Alltagssprache der unteren Schichten im Rahmen einer „Sprachgeschichte von unten“. Anhand von privaten Briefen von in die USA ausgewanderten Deutschen aus dem 19. Jh. zeigt er, wie deren alltägliche, private Schriftlichkeit als konzeptionelle Mündlichkeit zwischen textpragmatischen Erfordernissen, schriftsprachlichen Traditionen und Einflüssen der gesprochenen Sprache funktioniert.<sup>114</sup> Wie im nächsten Kapitel noch deutlich werden wird, ist die Verschränkung sprechsprachlicher und schriftsprachlicher Codes bei ungeübten Schreibern eng mit der Frage nach der Einordnung sprachlicher Äußerungen zwischen Standard und Substandard verbunden.

Der unroutinierte Schreiber lenkt die Aufmerksamkeit auf einen anderen Aspekt von Mündlichkeit und Schriftlichkeit: Zugang zu Schriftlichkeit, in Form von Instruktion im Lesen und Schreiben, ist eine im 18. Jh. noch keineswegs selbstverständlich vorauszusetzende Kulturtechnik, ihr Fehlen insofern auch kein Stigma, aber dennoch entscheidendes soziales Distinktionsmoment.<sup>115</sup> Die Studien von J. Gessinger über die Aneignung von Sprache durch das sich im Ständestaat positionierende und ausdifferenzierende deutsche Bürgertum im 18. Jh. sind vor allem hinsichtlich der Alphabetisierung und dem Schriftspracherwerb in preußischen Elementarschulen im 18. Jh. für diese Arbeit einschlägig.<sup>116</sup> Seit wenigen Jahren liegt eine Studie zu den Schweizer Verhältnissen von 1700 bis 1900 vor. In seiner Zürcher Habilitationsschrift rekonstruiert der Volkskundler A.

113 Vgl. Lodge 1997 und 1999. Auch die deutsche Standardsprache bildete sich historisch durch die wechselseitige Beeinflussung von mündlichen und schriftlichen Varietäten heraus, was W. Besch mit der Abfolge *Dialekt, Schreibdialekt, Schriftsprache, Standardsprache* zusammenfasst (hier zit. nach Elspaß 2005:47). Im Unterschied zum Französischen ist diese aber Produkt eines Ausgleichsprozesses zwischen verschiedenen Schreibdialekten (vgl. Besch 2003).

114 Vgl. Elspaß 2005:461.

115 Vgl. Gessinger 1988 zur Alphabetisierung (dort auch weitere Literatur) und Lüsebrink 2007:18 zur Volks- und Gelehrtenkultur. In diesem Kontext sind unbedingt ältere Studien zu erwähnen: das Grundlagenwerk von Furet/Ouzouf 1979 sowie Muchembled 1979 und Martin 1979.

116 Vgl. Gessinger 1980 und 1995.

Messerli, unter Ausblendung sämtlicher sozialhistorischer und somit exogener Fakten, den Umgang und die Bewertung von Lesen und Schreiben und folglich die ‚innere‘ Geschichte der Literalität in der Schweiz.<sup>117</sup>

Von der Untersuchung der gesprochenen Sprache im Kontext von Mehrsprachigkeit und Sprachkontakt war in den vorangegangenen Kapiteln oft die Rede. Es scheint, als ob die moderne Kontaktlinguistik sich das Primat der gesprochenen Sprache auferlegt hat, denn die meisten der hier erwähnten Sprachkontaktphänomene wie Codewechsel, Crossing, Multisprech, Akkommodation, *interdialects* oder der dem Sprachwechsel vorausgehende *language tip* und zu einem guten Teil auch der Diglossie basieren vor allem auf der Untersuchung der gesprochenen Sprache. Hier greifen Untersuchungsgegenstände und synchrone Ausrichtung der Kontaktlinguistik ineinander. Denkt man an konkurrierende Schriftsysteme, Traditionen und Erfahrungen mit Schriftlichkeit und nicht zuletzt an den Schriftspracherwerb, wird deutlich, dass Schreiben in mehrsprachigen Kontexten eine komplexe Angelegenheit ist und, wie U. Maas und C. Schroeder betonen, Mehrschriftigkeit in kognitiver, sprachstruktureller und pragmatischer Hinsicht andere Anforderungen und andere Praxen als das Sprechen verschiedener Sprachen bedeutet.<sup>118</sup> Auch Maas diagnostiziert die Fixierung der modernen Sprachwissenschaft auf die gesprochene Sprache als grundlegendes Problem, das sich im Falle der Erforschung der Mehrschriftigkeit und des schriftkulturellen Sprachausbaus als „blinder Fleck“ äußert.<sup>119</sup> In gewisser Weise rächt sich hier die Neuausrichtung der modernen Linguistik, folglich benennt U. Maas die Untersuchung der Mehrschriftigkeit, die sich als Ausbalancieren der Ressourcen der kontaktierenden Sprachen und Varietäten zeigt, als Desiderat.<sup>120</sup>

In dieser Arbeit wird auf die Problematik von Mündlichkeit und Schriftlichkeit in zweierlei Hinsicht aufgegriffen: Erstens wird in Profil 1 der Sprachwechsel nach Sprech- und Schreibsprache differenziert untersucht. In Profil 2 steht die Mehrschriftigkeit im Zentrum und die sich wandelnde Praxis von Verschriftung wird über mehrere Schreibergenerationen hinweg analysiert. In Profil 3, in dem es um individuelle Sprach- bzw. Schreiberbiographien und ihren Zusammenhang mit Sprachwechsel geht, werden geeignete Analysewerkzeuge vorgestellt, mit der Mehrschrif-

117 Vgl. Messerli 2002.

118 Vgl. Budach/Erfurt/Hofmann 2003:16, Maas 2008:477-514 und Schroeder 2007:7 f. Der Band von Budach/Erfurt/Hofmann enthält eine Falluntersuchung von U. Mehlem, die Berberisch schreibende Kinder im Umgang mit dem lateinischen und arabischen Schriftsystem analysiert (vgl. Mehlem 2003). Ebenfalls aufschlussreich ist ein Beitrag über die Alphabetisierung erwachsener illiterater haitianischer Migranten im frankophonen Montréal (vgl. Meyer/Erfurt 2003).

119 Maas 2008:696.

120 Maas 2008:706.

tigkeit untersucht werden kann. Damit knüpft dieses Profil 3 an eine Arbeit von 2003 an, bei der J. Gessinger und ich gezeigt haben, wie anhand von Schriftzeugnissen deutscher und hugenottischer Schreiber aus dem 18. Jh. Handschrift, Schriftinventar, Graphie und Verschriftungsprinzipien als diagnostisches Instrumentarium für Sprachbewusstheit, Sprachwissen und Sprachkompetenz im Kontext von Mehrsprachigkeit und Bigraphie genutzt werden können.<sup>121</sup>

### 2.2.2 Standard und Substandard

Eng mit Mündlichkeit und Schriftlichkeit verbunden ist ein Untersuchungsbereich, der sich in jüngerer Zeit unter der Dichotomie Standard – Substandard formiert hat. Unter Substandard werden alle jene Sprachformen und -varietäten subsumiert, die nicht standardsprachlich sind, also vor allem diatopisch, aber auch diastratisch und diaphasisch begründete Varianz aufweisen.<sup>122</sup>

Die Abgrenzung von Standard gegen Substandard gestaltet sich in mindestens zweierlei Hinsicht als äußerst problematisch: Die Dichotomie stellt sich beim näheren Hinsehen nicht als determinierter, klar definierter Gegensatz, sondern als ein Kontinuum heraus, wobei besonders zwischen überregionaler Umgangssprache und Standardsprache die Grenzen fließend sind. Auch die Standardsprache unterliegt einer stilistischen Stratifizierung, die Substandard-Komponenten enthält.<sup>123</sup> Auf die zweite Schwierigkeit verweist S. Elspaß, wenn er aus der Sicht seiner Untersuchungen zum 19. Jh. an die gebotene Vorsicht beim Umgang mit dem Begriff (geschriebenem) Standard und an die (soziale) Variation von Sprache im Zusammenhang mit historischen Texten erinnert: Die historische Herausbildung der deutschen Leitvarietät, als Ergebnis einer wechselseitigen Beeinflussung von gesprochenen und geschriebenen Dialekten, war am Ende des 18. Jh.s im Wesentlichen beendet. Dennoch existierten weiterhin Rudimente geschriebener Substandards, etwa in Form geschriebener Regionalsprachlichkeit, deren Akzeptanz sich noch lange hielt.<sup>124</sup> Schließlich ist daran zu erinnern, dass bei Sprachkontakt das Substandard-Standard-Kontinuum auch involviert ist: Kommen mehrsprachige Spre-

121 Vgl. Böhm/Gessinger 2003.

122 Die Begriffsbildung und -differenzierung in diesem Feld ist noch sehr unübersichtlich und wenig gefestigt. Zum ‚älteren‘ Begriff des Nonstandards, vgl. Labov 1966 und 1969. Zum Begriff des Substandards vgl. die Ergebnisse des Heidelberg-Mannheimer Graduiertenkollegs „Dynamik von Substandardvarietäten“.

123 Vgl. Glück 2000:703.

124 Vgl. Elspaß 2005:47 ff.

cher in Kontakt, ist davon ihr sämtliches, ihnen zur Verfügung stehendes sprachliches Repertoire betroffen, dessen Spektrum, Verteilung und Funktion unter Umständen stark von dem ihrer Umwelt oder Gesprächspartner differiert.

In der Varietätenlinguistik ist derzeit ein anhaltend großes Interesse für die Erforschung von Substandard-Formen zu beobachten. Mit der bereits erwähnten Hinwendung zur Erforschung des Sprachgebrauchs wurde auch die praktische und symbolische Bedeutung von Substandard-Varietäten für Sprachgemeinschaften erkannt. Die Historische Varietätenlinguistik erhält durch neue Theorieansätze wie die von A. Lodge und P. Trudgill entscheidende theoretische und konzeptionelle Impulse.<sup>125</sup> Die synchron ausgerichtete Varietätenlinguistik und die Dialektologie wenden sich neuerdings besonders den regionalen Umgangssprachen zu.<sup>126</sup>

Eine zugespitzte Formulierung der oben erwähnten Schwierigkeit der Abgrenzung von Substandard und Standard würde lauten: Schriftsprache ist nicht gleichzusetzen mit Standardsprache.<sup>127</sup> Das gilt insbesondere für das 18. Jh. und umso mehr für die Schriftlichkeit ungeübter Schreiber. Sub- oder Nonstandard setzt die Herausbildung eines gefestigten Standards als Normorientierung voraus. S. Elspaß richtet auch an die Adresse der Kontaktlinguistik die Aufforderung, ihr Forschungsinteresse nicht nur auf kodifizierte, standardsprachliche Äußerungen zu beschränken, sondern sich den realen Sprachverhältnissen zuzuwenden.<sup>128</sup> Auch vor diesem Hintergrund ist Elspaß Studie für die vorliegende einschlägig, denn auch hier geht es um die Offenlegung von charakteristischen Merkmalen der Schreibpraxis unroutinierter Schreiber mit nur partiell ausgebauter Schriftlichkeit.<sup>129</sup>

125 Vgl. Lodge 1996, 1997 und 1999 bzw. Trudgill 1983, 1986 und 2002. Trudgill etwa geht für Dialekte und andere gesprochene Varietäten von analog zu Einzelsprachen wirkenden Kontaktsituationen aus und modelliert auf diese Weise Sprachwandel- und Sprachwechselprozesse. Zur praktischen Anwendung dieser Theorie auf das Sprachgebiet Berlin-Brandenburg, vgl. Gessinger 2000, 1999 und 2003.

126 Vgl. Holtus/Radtke 1986, Lenz 2003, Lameli 2004, Gessinger/Voeste 2006. Lenz' Untersuchung des sprechsprachlichen Gesamtbereichs unterhalb des normierten Standards der Region um Wittlich in der Eifel ging aus dem bereits genannten Graduiertenkolleg „Dynamik von Substandardvarietäten“ hervor, deren Ergebnisse in der Reihe *Variolingu. Nonstandard - Standard - Substandard* erscheinen und die von Klaus J. Mattheier et al. herausgegeben wird. Der Substandard-Bereich in Norddeutschland wird seit März 2008 im DFG-Projekt „Sprachvariation in Norddeutschland“ untersucht, das als Forschungsverbund in verschiedenen norddeutschen Sprachlandschaften die Sprachlagen zwischen Dialekt, Umgangssprache und Standardsprache erforscht.

127 Vgl. Elspaß 2005:50 und Erfurt 1993b.

128 Vgl. Elspaß 2005:53.

129 Zu Bildungsgrad und Schreibroutine im Deutschland des 19. Jh.s und der Frage nach Abgrenzungsmöglichkeiten, vgl. Elspaß 2005:40-46.

Auf diesen bislang kaum untersuchten Aspekt von Schriftlichkeit legen auch andere Arbeiten den Fokus. Etwa die von C. Schlindwein vorgenommene Analyse von formalen, pragmatischen und grammatischen Gebrauchsnormen in französischen Soldatenbriefen aus der Zeit der Wende vom 18. zum 19. Jh., den sie als Beitrag zur Sprachgeschichte des Alltags verstanden wissen will.<sup>130</sup> Sehr anregend für diese Studie sind die Überlegungen von G. Ernst, der private Texte von *semicolti* des 17. und 18. Jh.s analysiert.<sup>131</sup> Ein in diesem Zusammenhang regelrechter Glücksfall für die Forschung stellt das Tagebuch des Pariser Glasermeisters Ménétra aus dem späten 18. Jh. dar, das sich J. Erfurt auszugsweise vornimmt und demonstriert, welche Schriftlichkeit konstituierenden Mittel und Techniken dem Schreiber zur Verfügung stehen.<sup>132</sup> All die genannten Studien eignen sich hervorragend als Vergleichsfolie für die in dieser Arbeit zu analysierende Schriftpraxis hugenottischer Schreiber. Die gesprochene Sprache ist in diesen Falluntersuchungen immer präsent, neigen doch ungeübte Schreiber am ehesten zu mit Substandard-Elementen angereichertem Schreiben, die vor allem aus der gesprochenen Sprache entnommen werden – eine Annahme, die es zu überprüfen gilt.

### 2.2.3 Sprache in der Stadt – Sprache auf dem Land

Der Gegensatz von Stadt und Land wird von Soziologen, und in der Folge auch von Soziolinguisten, als Merkmal differierender Lebens-, Verhaltens- und demzufolge auch Sprach- bzw. Sprechweisen verstanden.<sup>133</sup> Die Entstehung und Prosperität der Städte, schwerpunktmäßig in Spätmittelalter, Früher Neuzeit und im 19. Jh., wirkte sich vielfach auf die kommunikativen Verhältnisse und somit auch auf das Sprachsystem aus. Das sprachwissenschaftliche Interesse am Stadt-Land-Gegensatz, verankert in Dialektologie, (Historischer) Soziolinguistik und Kontaktlinguistik, konzentriert sich dabei eindeutig auf den Zusammenhang zwischen Sprachformen und *städtischen* Räumen. Dieser Fokus scheint besonders aus sprachhistorischer Perspektive sinnvoll, denn gerade Städte waren und sind die sozialen Räume, die hinsichtlich Sprachentwicklung und Sprachwandel innovatorisch und dynamisierend wirkten. In der deutschen Sprachgeschichte steht die Bildung von Städten in mittelalterlich-frühneuzeitlicher Zeit im Bereich der Mündlichkeit mit der Entstehung neuer Varietäten und im Bereich der Schriftlichkeit mit der Herausbildung

130 Vgl. Schlindwein 2003.

131 Vgl. Ernst 1999.

132 Vgl. Erfurt 1993.

133 Aus soziologischer Perspektive, vgl. Siewert 1987:179.

überregionaler Schreibsprachen in engem Zusammenhang.<sup>134</sup> Dieses Spannungsfeld zwischen Urbanität und Innovation bildet den Hintergrund für neuere Arbeiten zur historischen Schreibsprachforschung und zur Herausbildung der (früh)neuhochdeutschen Orthographie.<sup>135</sup>

Linguisten konnten für ihre Fragestellungen in vielfacher Weise von historischen und sozialwissenschaftlichen Beschreibungen historischer und rezenter Stadtentwicklungen profitieren, liefern diese doch die Daten und Zusammenhänge, die für die Interpretation sprachlicher Fakten notwendig sind.<sup>136</sup> Historiker und Stadtsoziologen beschreiben die Entwicklung der Stadt als eine im Mittelalter neue Organisationsform, die im starken politischen, herrschaftlichen und rechtlich differenzierten Gegensatz zum Land stand, der wiederum in einem langen historischen Prozess bis ins 20. Jh. zum Verschwinden gebracht wurde.<sup>137</sup> Stadtsoziologen stellen die Dichotomie Stadt versus Land zunehmend in Frage, bezeichnen aber auch die Annahme eines Kontinuums Stadt – Land als obsolet, um Pluralität und Heterogenität des gegenwärtigen Verhältnisses zwischen Stadt und Umland angemessen beschreiben zu können.<sup>138</sup>

134 Im mündlichen Bereich entstanden hier in Absetzung zu den Territorial- und Ortsdialekten, Stadtdialekte, die meist Ergebnis von Mischungs- und Ausgleichsprozessen der (umliegenden) Territorialdialekte waren, in die aber, je nach Zusammensetzung der Bevölkerung, auch Elemente anderer Dialekte und Sprachen eingingen. Die in den Städten stattfindenden *mixing*-Prozesse waren auch wesentlich dafür verantwortlich, dass überhaupt erst die neue Varietät *Umgangssprache* entstehen konnte, die den Dialekten hinsichtlich des Geltungsbereichs (und damit auch des Prestiges) überlegen waren. Auch im Bereich der Schriftlichkeit waren bei der Ausbildung überregionaler Schreibsprachen die Städte im 15. und 16. Jh. entscheidend beteiligt, indem sie als kulturelle, ökonomische und soziale Zentren und als Kontaktzonen von Schriftverkehr die Funktionen der Schriftsprache maßgeblich ausdifferenzieren halfen (vgl. Schildt 1988:1517 f.). Zur Ausformung der neuhochdeutschen Schriftsprache, vgl. auch Besch 2003.

135 Vgl. Mihm et al. 2000, Mihm 2001, Elmentaler 2003, Voeste 2008.

136 Als einschlägig zu nennen sind hier Wirth 1938 und Sennet 1994. Für das Thema dieser Arbeit einschlägig ist Schultz 1992 über Berlin.

137 Soziologen sprechen vom Wandel und Wechsel von partikularistisch-parochialen Rollen und Kollektiven zu gesellschaftsorientierten Werthaltungen und Rollen. Wertmuster industriell-städtischer Gesellschaften setzten sich durch und ermöglichten soziale Mobilität. Dabei wird der über lange Zeit dominante Gegensatz Stadt versus Land im Zuge von Urbanisierung und Industrialisierung und der Ausdifferenzierung der bürgerlichen Gesellschaft auf- bzw. auf eine andere Stufe gehoben (vgl. Siewert 1987:179).

138 Der notorisch für seit dem 19. Jh. angesetzte Trend der ‚Urbanisierung‘ heißt aber nicht, dass alles Land zur Stadt wird, sondern dass ‚alte Stadt‘ und ‚altes Land‘ zu etwas qualitativ Neuem werden. Deutlich wird das etwa an der Entwicklung metropolitaner Gebiete (sogenannte ‚polyzentrische Stadtregionen‘) und im Aufeinanderzuwachsen von Stadt und Umland (sogenannte ‚Suburbanisierung‘ in Folge des Anstiegs der Bodenpreise in den Stadtekernen und der Abwanderung der Wohnbevölkerung in die Peripherie). Aus Suburbanisierung resultieren wiederum Desurbanisierungsprozesse, so dass von einer Ungleichzeitigkeit schrumpfender und prosperierender Räume ausgegangen werden muss (vgl. Siewert 1987:180 ff.).

Stärker als jemals zuvor sind heute Großstädte soziale Räume mit hoher Dichte an kultureller und sprachlicher Diversität, was sie zum Konzentrationsort sozialer, politischer und sprachlicher Prozesse, aber auch identitärer Konflikte macht.<sup>139</sup> Probleme der städtischen Agglomerationen, Segregation und Gettoisierung und die Einsicht, dass Integration von Gettobewohnern ohne Rücksicht auf deren sprachliche Besonderheiten nicht gelingen wird, motivierten eine ganze Reihe soziolinguistischer Forschungen. Oftmals wird die besonders seit den 1950er Jahren spürbare Migration in mitteleuropäische Städte, die die urbane Realität als eine Vielzahl kleiner ethnischer Minoritäten reflektiert, als singuläres, typisch neuzeitliches Phänomen wahrgenommen und übersehen, dass im Zusammenhang mit Migration und Sprachkontakt stattfindende sprachliche Prozesse bereits sehr viel früher Normalfall waren.<sup>140</sup> Berlin wurde im 17. Jh. überhaupt erst zu einer Großstadt, weil sich Migranten aus dem Brandenburger Umland, aber auch aus anderen Regionen und vor allem kulturelle Minderheiten ansiedelten. Die Hugenotten waren dabei nicht die einzige, aber unter den Nicht-Deutschsprachigen die zahlenmäßig stärkste Migrantengruppe. Der andauernde Zuzug und die Präsenz von Migranten verschiedenster ethnischer, kultureller, vor allem aber sprachlicher Herkunft machte Berlin zu einer mehrsprachigen Stadt, wo Einzelsprachen wie Französisch, Holländisch, Hebräisch, Jiddisch, Tschechisch mit ihren Substandards geschrieben und gesprochen wurden.<sup>141</sup> Die Anwesenheit verschiedenster deutscher Varietäten führte im 16. und 17. Jh. zur Herausbildung der städtischen Umgangssprache, dem Berlinischen, das besonders jiddische und französische Einflüsse aufnahm.<sup>142</sup> Solcherlei diachron gelagerte Fragestellungen, die jedoch entscheidende Hinweise für rezente Entwicklungen bereithalten können, verfolgt seit wenigen Jahrzehnten die Stadtsprachenforschung.<sup>143</sup> Diese hat jedoch ländliche Sprachzusammenhänge allenfalls peripher in den Blick nehmen können, was neben der Fokussierung auf die Stadt auch der schlechten Quellenlage

---

139 Vgl. Kallmeyer 1996:450.

140 Kallmeyer hebt in seinem Aufsatz einzig und allein auf Städte als Anziehungspunkt von Migranten ab den 1950er/60er Jahren ab, wie z.B. Barcelona, Brüssel, Singapur etc. (vgl. Kallmeyer 1996). Schildt behandelt die Entwicklung Berlins ab dem 19. Jh. (vgl. Schildt 1988).

141 Vgl. Böhm 2007. Zur Bedeutung und Geschichte der Berliner ‚historischen‘ Minderheiten, vgl. außerdem Jersch-Wenzel/John 1990 und Jersch-Wenzel 1978.

142 Vgl. Lasch 1926.

143 Literatur und Forschungsgegenstände sind weitaus umfangreicher als es dieses Kapitel darstellen könnte. Für das Thema dieser Arbeit sind folgende Studien zur Stadtsprache Berlinisch und seinem Spannungsverhältnis zum Brandenburger Umland einschlägig: Lasch 1926, Schildt/Schmidt 1986, Dittmar/Schlobinski 1988, Gessinger/Fischer 1998, Gessinger, 1999, 2000 und 2003.